

# Hugo von Hofmannsthal — Mechtilde Lichnowsky Briefwechsel

Herausgegeben von Hartmut Cellbrot und Ursula Renner

*Blücke, Hände, Geschriebenes, Handschrift,  
Gedichte — es ist ja alles ungefähr dasselbe.  
Hofmannsthal an Mechthilde Lichnowsky*

Hugo von Hofmannsthal lernte die Fürstin und spätere erfolgreiche Schriftstellerin Mechtilde Lichnowsky Anfang 1909 in Berlin kennen. Am 18. Februar schreibt er an seinen Vater:

Heute trinken wir Thée in dem neuen ganz amerikanisch prunkvollen Esplanade-Hotel bei der Fürstin Lichnowsky, geb. Arco, die eine ganz charmante junge Frau ist.

Wahrscheinlich wurden schon bald Briefe mit Verabredungen ausgetauscht. Die ersten gesichert datierten Briefe der hier veröffentlichten Korrespondenz stammen aus dem Frühjahr 1910.<sup>1</sup> Hofmannsthal und Mechtilde Lichnowsky begegneten sich zumeist im Rahmen der Premieren von Hofmannsthals Stücken und im Ambiente der vornehmen Berliner Salons der Gräfin Harrach, Schwiegermutter von Mechtilde Lichnowskys Schwester Helene, und Cornelia Richters, der Tante von Hofmannsthals Freund Leopold von Andrian, in denen Aristokratie, Großbürgertum, Intellektuelle und Künstler vor dem Ersten Weltkrieg miteinander Umgang pflegten. Hofmannsthal, der die Berliner Gesellschaft in »Leute, Leute, Leute« und »die paar Menschen«, welche ihm wichtig waren, unterteilte, fand in der Gräfin Lichnowsky nicht nur eine jener schönen kultivierten Frauen, die ihn anzogen, sondern auch einen Menschen, mit dem er sich im Gespräch austauschen konnte und auf dessen Urteil er Wert legte.

Den Berliner Begegnungen mit *allen* fehlt es an Ruhe und Consequenz. Fast habe ich dann lieber, wenn ich einen Menschen nur *einmal* sehe, wie den al-

<sup>1</sup> Die Briefe Hofmannsthals befinden sich im Zemský archiv v Opavě, Česká republika. Rodinný archiv Lichnovských (Landesarchiv Opava, Tschechien. Familienarchiv des Lichnowsky-Eigentums; im folgenden zitiert ZAO); Mechtilde Lichnowskys Briefe an Hofmannsthal werden im Freien Deutschen Hochstift, Frankfurt a.M., aufbewahrt. – Die hier nicht nachgewiesenen Zitate stammen aus der folgenden Edition.

ten Dilthey. Mit ganz wenigen stellt sich das Gefühl der Continuität ein: mit Frau Richter, vielleicht durch die besonders große Zuneigung die ich für sie habe, mit Gustav [Richter] durch sein wirklich charmantes Wesen, das immer gleich eine volle Gegenwart schafft – mit Reinhardt ein Mensch, der mich sehr viel beschäftigt, meine Phantasie anzieht. M.[echtilde] L.[ichnowsky] ist doch eine sonderbare Frau. Dabei ist sie wirklich so sehr *jemand*, aber es ist kaum zu glauben, wie sich ihr Bild in der Seele aller Menschen verzerrn muß, die nicht von vornherein sie wohlwollend sehen wollen. (Zu welch letzteren ich gehöre, weil ich sie wirklich gern habe.)<sup>2</sup>

Mechtilde Lichnowsky scheint zunächst Vorbehalte gegenüber Hofmannsthal gehabt zu haben:

Eigentlich ist er ordinär u. nichtssagend; aber er hat, gleichsam wie einen Auswuchs, irgendwo seine dichterische Begabung. Er ist im Grunde eine nicht vornehme Natur, was deutlich hervortritt wenn man ihn näher kenntlernt.<sup>3</sup>

Wie der Briefwechsel zeigt, revidiert sie jedoch bald ihr scharfes Urteil; in den ersten beiden Jahren, zwischen 1910 und 1912, in denen sich die für Hofmannsthal so bedeutsamen Berliner Bühnenerfolge einstellten, besitzt er seine größte Intensität. Auch wenn die vorliegende Korrespondenz Lücken aufweist und vermutlich über das letzte hier dargebotene Briefzeugnis hinaus, die Trauerbekundung um den Tod von Wilhelm Freiherr Schenk von Stauffenberg, andauerte, vermag sie doch einen Eindruck von dieser vielschichtigen Beziehung zu geben.

Anfangs stand die Verbindung im Zeichen einer gewissen erotischen Spannung, was sich an den etwas aufgeregten anmutenden Verabredungsbriefen ablesen lässt. In Mechtildes Lichnowskys Briefen kann man das Profil einer selbstbewußten, emanzipierten Frau erkennen, die dennoch nicht für eine feministische Position zu vereinnahmen ist. An ihren Mann schreibt die 32jährige:

Mit Männern kann man Distanz halten [...] Von Männern kann ich Bewunderung oder Freundschaft annehmen, da bin ich die Königin, Frauen

<sup>2</sup> Hofmannsthal an Helene von Nostitz am 29.3.1911, BW Nostitz 104f.

<sup>3</sup> Brief vom 24. Mai 1909 an ihre Schwester Helene Harrach. Zit. nach Mechtilde Lichnowsky 1879–1958. Ausstellungskatalog bearb. von Wilhelm Hemecker. Marbach 1993 (Marbacher Magazin 64), S. 25.

aber wollen neben mir zu gleichen Teilen bestehen, & für voll und berechtigt angesehen werden.<sup>4</sup>

Zum einen ganz 'Grande Dame' der Gesellschaft, zum anderen eine künstlerisch begabte Intellektuelle, die konventionelle Geschlechtsrollen aufzubrechen sucht – nicht zufällig erkundigt sie sich bei Hofmannsthal wiederholt nach dem Vorankommen des »Lucidor« – behält sie eine Affinität zu den Spielen der Bohème: »Als Du mich vergangenen Herbst als Mann verkleidet besuchtest«, beklagt sich Annette Kolb,

habe ich auf deine Bitte hin es niemandem zu sagen, mein Wort gehalten und zweifelte nicht, daß du deinerseits dein Versprechen erfüllen und dem Polizeipräsidenten deinen Scherz, auf dessen eventuelle Folgen ich dich aufmerksam machte, gestehen würdest. [...] Mir selbst aber wurde in Folge deiner Handlungsweise der Pass entzogen, und Postsperrre über mich verhängt. – Wenn du [...] mir nicht in kürzester Frist meinen Pass [...] wieder verschaffst, so zwingst du mich, den Fürsten in den Sachverhalt einzuweihen.<sup>5</sup>

Einen Gewinn aus seiner Bekanntschaft mit Mechtilde Lichnowsky zog Hofmannsthal aus ihrem Fundus an 'Geschichten', die Spuren in Werkentwürfen hinterlassen haben, aber auch aus neuen Begegnungen, die ein Bindeglied in der wechselseitigen Beziehung waren. So ist Wilhelm von Stauffenberg eine für beide bedeutsame Gestalt: Die Fürstin war seit ihren Jugendjahren eng mit ihm befreundet; Hofmannsthal zeigte sich schon nach der ersten Begegnung tief beeindruckt. Im Tagebuch notiert er 1909:

Baron Stauffenberg Arzt, Freund der Lichnowsky. [...] Ein unvergleichlich feines anziehendes Gesicht. Ein wenig verwachsen. Vorzügliche Hände. Einen Lungenflügel als Bub verloren durch die Gemeinheit eines Landarztes. Ist 28 Jahre alt. Sein Specialfach ist Psychopathologie.

Und in einem Brief an Mechtilde Lichnowsky heißt es: »In einer Soiree zwischen Hoheiten, Kammersängern und anderen Objecten plötzlich ein gutes blasses Gesicht, das ich sehr liebe: Wilhelm Stauffenberg.« Über viele Personen, mit denen beide – auf je eigene Art –

<sup>4</sup> Brief vom 24.2.1911; ZAO.

<sup>5</sup> Brief vom 14.5.1916; ZAO.

andauernden intensiven Kontakt pflegten, allen voran Max Reinhardt oder Harry Graf Kessler, wird brieflich wenig oder gar nicht gesprochen. Ebenso bleiben auch solche, über die sie konträre Meinungen vertraten, wie im Falle Hermann Graf Keyserlings, in den Jahren des Briefwechsels ein Vertrauter und geistiger Anreger Mechtild Lichnowsky, weitgehend ausgespart. Nur ein Halbsatz artikuliert Hofmannsthal's idiosynkratische Abwehr: »Und noch eines, ich sage es lieber [–] einer der ganz wenigen Menschen auf der Welt, mit dem ich sehr ungern unter einem Dach wäre, auch nur für Minuten, ist Hermann Keyserling.«

Als Autorin von eigenem Rang war Mechtild Lichnowsky bis Ende 1912 noch nicht an die Öffentlichkeit getreten, wenn man von der nur für Eingeweihte dechiffrierbaren Märchensammlung »Nordische Zauberringe« von 1901 einmal absieht.<sup>6</sup> Ihre seit 1905 im Stile Peter Altenbergs geschriebenen Skizzen blieben unpubliziert. Das erste Buch unter ihrem Namen, das eigenhändig illustrierte Reisetagebuch ihres Ägyptenaufenthaltes, erschien 1913.<sup>7</sup> Rilke, für den sich Lichnowsky ebenso wie für den jungen morphiumsüchtigen Johannes R. Becher mäzenatisch einsetzte,<sup>8</sup> war einer der ersten enthusiastischen Leser dieses Buches. Hofmannsthal indes scheint in die Entstehung ihrer Arbeiten nicht eingeweiht zu werden. Nur einmal wird im Briefwechsel ein Text von Mechtild Lichnowsky erwähnt, eben jenes Reisetagebuch – bezeichnenderweise als vorenthaltene Lektüre:

Die Geberde die in dem Nicht-schicken des Buches lag, glaubte ich als etwas ganz persönliches nehmen zu dürfen – als man mir von dem Buch erzählte, meinte ich zu erraten, was in dem Buch es gewesen war von dem Sie gefühlt hatten, ich würde es vielleicht nicht lieb haben – doch ist dies alles ganz vag, öfter hab ich es in den Zimmern verschiedner Leute liegen sehen, es auch in der Hand gehabt, aber natürlich um jener Geberde willen niemals aufgeschlagen – fast nehme ich wie von etwas Abschied, wenn ich es einfach aufschlagen und lesen werde.

<sup>6</sup> Gräfin M[echtilde] A[rco] Z[inneberg]: Nordische Zauberringe. Illustriert von Gräfin H.-A.H. [d.i. ihre Schwester, Helene Harrach].

<sup>7</sup> Mechtild Lichnowsky: Götter, Könige und Tiere in Ägypten. Leipzig: Ernst Rohwolt 1913.

<sup>8</sup> Die Spendenaktion für Rainer Maria Rilke 1914 kam nicht zustande; über ihr Engagement für Becher vgl. BW Bodenhausen, BW Insel-Verlag und BW Kessler.

Was Hofmannsthal dagegen fasziniert und sein eigenes Schaffen inspiriert hat, sind Mechtilde Lichnowskys mündliche Erzählungen, ihre anschaulichen, lebensvollen Geschichten, ihre atmosphärischen Schilderungen:

Die Fürstin Lichnowsky geborene Arco und ihr Mann. Ihre Erzählungen von ihrer Jugend. Leidenschaftliche, fast beunruhigende Offenheit. Natursinn. Thiersinn. Leidenschaftliche Bewunderung für ihre Schwester Harrach und Hass gegen die Familie Harrach. Details über ihren Großvater Arco, Naturmenschen, Tyrannen über Frau und Kinder (12 oder 14); lebt meist in zerrissener Joppe auf der Jagdhütte, liebt leidenschaftlich Edelsteine und hält sich gezähmte Adler in Menge, denen er im Alter ähnlich sieht.

Unter den Themen, die der Briefwechsel anschlägt, dominiert das Gespräch über Hofmannsthals Werke, Projekte und seine Theateraufführungen. Besonderen Anteil nimmt Mechtilde Lichnowsky an Max Reinhardts Berliner Inszenierung des »König Ödipus«. In die Schilderung des Theaterabends, die sie Hofmannsthal brieflich gibt, geht gleichwohl viel Eigenes ein, eine Reihe von Spiegelungen. Wenige Wochen vor diesem Brief hatte sie ihrem Mann von dem tiefen Eindruck berichtet, den die Münchener Premiere des »Ödipus« auf Stauffenberg gemacht hatte:

Stauffenberg schrieb mir gestern, Reinhardt hätte in München mit einer fabelhaften Aufführung des Sophokles – dem K. Oedipus einen unerhörten Erfolg gehabt. es [...] war in der gr. Musikhalle. Es soll so erschütternd gewesen sein, die Spannung im Saal eine solche, dass der Applaus nachher wie eine Entlastung sich jedem aufzwang.<sup>9</sup>

Sie verknüpft die Wiedergabe von Stauffenbergs Erschütterung mit einer Reflexion über die kreative Leistung der szenischen Realisation durch den Theaterregisseur:

die wirklich *künstlerische* Auffassung eines grossen Dramas, und die *philosophische* Auffassung, & die Idee, die man hat dabei, durch Menschenmaterial verwirklichen zu lernen, das denke ich mir noch fesselnder wie Musikdirigent zu sein. Ich habe von jeher ein lebendiges Interesse für's Theater gehabt, u. noch nie jemanden gefunden, mit dem ich ordentlich meine eigenen Ideen entwickeln kann.<sup>10</sup>

<sup>9</sup> Brief vom 28. 9. 1910; ZAO.

<sup>10</sup> Ebd.



Mechtilde Gräfin Lichnowsky, Photographie aus den zwanziger Jahren.  
Deutsches Literaturarchiv Marbach.

In Hofmannsthal scheint sie ein solches Gegenüber gefunden zu haben. Sechs Wochen später, nach der Berliner Aufführung, teilt sie ihm ihre Begeisterung mit. Wie bei Stauffenberg geht es um das Moment der spannungsvollen Wirkung: als Zuschauerin erlebt sie sich in der Rolle derjenigen, von der das Geschehen auf der Bühne abhängt und die ihm dank ihrer Einbildungskraft Dauer verleiht. Überwiegt zunächst das Affiziertwerden – es »kam der grosse Frisson des Empfangens« –, so kehrt sich die Bewegungsrichtung allmählich um, und sie erfährt sich selbst als den Ort des Schöpferischen oder der »Idee«, um mit dem Wort des früheren Briefes zu sprechen, die sich auf der Bühne verwirklicht.

Ich hatte die Empfindung als stürzte das Volk aus uns selbst hervor, *ich* hatte die Verantwortung, & traute mich nicht zu atmen, um nicht dadurch diese wunderbar aufgebauten Massen in's Wanken zu bringen.

Mechtilde Lichnowsky schildert das Theatererlebnis, so könnte man resümieren, unter der spannungsvollen Doppelperspektive von sinnlicher Erfahrung – Rezeption – und schaffender Anschauung – Produktion –: als Zuschauerin nimmt sie die Dramenhandlung unmittelbar sinnlich auf, als »Produzentin« bringt sie die Szenen in der Rolle eines Regisseurs aus sich hervor.

Hofmannsthal erkennt das Eigenständige dieser sensiblen, empathischen Theaterzuschauerin. Bei der Suche nach einem geeigneten Titel für den »Rosenkavalier« erbittet er ihre Mithilfe; darüber hinaus ist dem Dichter ihre »weibliche Perspektive« auf die Figurenkonstellation um die Marschallin immerhin so wichtig, daß er ihr Urteil dazu umgehend an Strauss weiterleitet – ein Brief, der bedauerlicherweise seinem Adressaten nicht wieder retourniert wurde.<sup>11</sup>

Mechtilde Christiane Marie Gräfin Lichnowsky<sup>12</sup> wurde am 8. März 1879 als drittes Kind des Grafen Maximilian von und zu Arco-Zinneberg (1850–1916) auf Schloß Schönburg im Rottal (Nieder-

<sup>11</sup> Der Verlust dieses Briefes ist die wohl empfindlichste Lücke in der hier erstmals abgedruckten Korrespondenz.

<sup>12</sup> Zu Biographie und Werk Mechtildes Lichnowskys s. Holger Fließbach: Mechtilde Lichnowsky. Eine monographische Studie. Diss. phil. München 1973, S. 32ff.; Mechtilde Lichnowsky 1879–1958. Ausstellungskatalog bearb. von Wilhelm Hemecker. Marbach 1993 (Marbacher Magazin 64) und Leonore Gräfin Lichnowsky: Aus der Geschichte meiner Familie. In: Jahrestage Verein Beethoven-Haus. o.O. 1983, S. 41–50.

bayern) geboren. Durch die 1804 geschlossene Ehe ihres Urgroßvaters Ludwig von Arco mit der 27jährig verwitweten Kurfürstin Marie Leopoldine von Pfalz-Bayern ist sie eine Ururgroßenkeln von Kaiserin Maria Theresia.

Ihre Mutter, Olga von Werther, stammt aus einer protestantischen preußischen Diplomatenfamilie; die Großmutter mütterlicherseits gehörte zur portugiesischen Diplomatenfamilie Oviola.

Im August 1904 heiratete sie den Diplomaten und Gutsbesitzer Fürst Karl Max Lichnowsky (1860–1928).<sup>13</sup> Zur ersten Begegnung zwischen beiden war es wenige Wochen vorher im Hause der Gräfin von Hohenthal im florentinischen Bellosguardo gekommen. Ihre strahlende Erscheinung hält ein Tagebucheintrag der Gräfin Hohenenthal vom 30. Juni 1904 fest:<sup>14</sup>

Als ich kürzlich abends nach einer Ausfahrt nach Hause kam, fand ich einen deutschen Diener am Tör, der eine Karte von Fürst Lichnowsky überbrachte. Ich hatte diesen nicht besonders gut aussehenden, aber intelligenten jungen Mann in Wien kennengelernt, wo er an der deutschen Botschaft war. Ich lud ihn für den nächsten Tag zum Essen ein und dazu die Harrachs mit ihrer hübschen jungen Schwester mit den rosigen Wangen, Mechthild Arco. Die beiden Damen erschienen in sehr eleganten langen Kleidern aus zartrosa Samt und Crêpe de Chine, beide blond, langbeinig, vollbusig, mit Rosen im Haar. Harrach saß an dem engen Tisch seiner Frau gegenüber, Lichnowsky gegenüber dem jungen Mädchen. Seine Augen [...] ruhten [...] mit sichtbarem Wohlgefallen auf der rosigen Vision vor ihm. Als die Harrachs gingen, sah ich, wie Lichnowsky sich über die Hand des Mädchens beugte. Da wußte ich Bescheid, und als ein paar Tage später Mechthild mit dem Strahlen, das eine

<sup>13</sup> Karl Max Lichnowsky stammte aus dem alten Geschlecht der Woschütz (Voštice). Johann von Woschütz gelangte 1491 durch Heirat in den Besitz des Rittergutes Lichten (Lichnov) bei Jägerndorf (Krnov) in Schlesien und nannte sich danach Lichnowsky. 1727 wurden die Lichnowskys böhmisch-österreichische Grafen, 1773 unter Friedrich dem Großen preußische sowie 1846 österreichische Fürsten und hatten seit 1854 einen Sitz im Preußischen Herrenhaus. Bernard Georg Lichnowsky von Voštice aus Svojkov/Schwirklinietz (Neudeck) bei Beuten (Bytom), Polen, erwarb 1608 das Landschloß Kuchelna (Chuchelná), seit der Teilung Schlesiens auf preußischem Boden, in der Nähe von Ratibor (Racibórz) und Lubowitz (Lubowice), dem Geburtsort von Joseph von Eichendorff. 1777 kam das Schloß Grätz (Hradec nad Moravici) hinzu, »das bald darauf in noblem Empire ausgebaut wurde und als Treffpunkt für politische und kulturelle Begegnungen von hervorragender Bedeutung gelten konnte.« (Ausst.kat. Lichnowsky, S. 57)

<sup>14</sup> Walburga Paget: Zeugin einer Zeitenwende. Aufzeichnungen der Walburga Gräfin von Hohenthal (1839–1929). Ausgewählt und übersetzt von Mechthild Stein. Neustadt und Regensburg 1997, S. 254.

große Freude hervorruft, ihre Verlobung bekanntgab, sagte ich: »Liebes Kind, das weiß ich bereits [...].«

Mit ihren drei gemeinsamen Kindern lebte die Familie bis 1912 auf den Schlössern Kuchelna (Chuchelná) in Preußisch-Schlesien und Grätz (Hradec nad Moravicí) in Österreich-Schlesien. In Berlin besaßen die Lichnowskys eine repräsentative Stadtwohnung, die auch ihre bedeutende Sammlung moderner Kunst beherbergte (Picasso, Marc u.a.). Im Herbst 1912 übersiedelte die Familie nach London, wo Karl Max Lichnowsky bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges der letzte kaiserliche deutsche Botschafter war.<sup>15</sup> Nach seinem Tod im Jahre 1928 verlegte die Witwe ihren Wohnsitz an die Côte d'Azur. 1937 heiratete sie ihren Jugendverlobten Ralph Harding Peto und wurde britische Staatsbürgerin. Den Zweiten Weltkrieg verbrachte sie unfreiwillig in Deutschland. Als sie 1946 nach England zurückkehren konnte, war ihr Mann, der in London geblieben war, bereits verstorben. Sie selbst starb dort am 4. Juni 1958.

Entsprechend ihrer vielfältigen Begabungen und Möglichkeiten – sie schrieb Gedichte, Dramen, Romane, Essays und Kurzprosa, sie komponierte, sang, zeichnete, sammelte die Kunst der Avantgarde, bewegte sich in mehreren Sprachen – stand Mechtilde Lichnowsky zeitlebens in regem geistigen Austausch mit Künstlern und Intellektuellen. Ihre eigenen schriftstellerischen Arbeiten standen zunächst im

<sup>15</sup> Stationen der diplomatischen Laufbahn von Fürst Karl Max Lichnowsky waren zunächst Stockholm, Konstantinopel, Dresden und Bukarest. Von 1892 bis 1899 bekleidete er in Wien das Amt des ersten Botschaftssekretärs. Aus dieser Zeit datiert auch seine langjährige Bekanntschaft mit Harry Graf Kessler. Ende 1899 wurde er als Vortragender Rat und Personaldezernent ins Auswärtige Amt nach Berlin berufen. 1904 nahm er seinen Abschied und trat im Herbst 1912 als Botschafter in London wieder in den aktiven Dienst ein. Der pazifistisch gesinnte Fürst suchte mit großem Einsatz den Ausbruch des Ersten Weltkrieges zu verhindern. Sein Vorgehen führte zu über den Kriegsausbruch hinaus andauernden Konflikten mit dem Auswärtigen Amt, die darin kulminierten, daß der Fürst 1918 aufgrund seiner 1916 verfaßten Denkschrift zur Kriegsschuldfrage aus dem preußischen Herrenhaus ausgeschlossen wurde. (Vgl. Heinz Günther Sasse: 100 Jahre Botschaft in London. Aus der Geschichte einer Deutschen Botschaft. Bonn 1963, S. 31–46). Neben zahlreichen politischen Artikeln verfaßte er Denkschriften und Berichte, die er an Freunde verteilte (ders.: Auf dem Wege zum Abgrund. Londoner Berichte, Erinnerungen und sonstige Schriften. 2 Bde. Dresden: Reissner 1927; vgl. auch ders.: Meine Londoner Mission 1912–1914 und Eingabe an das preußische Herrenhaus. Berlin: Verlag Neues Vaterland 1919 [Flugschriften des Bundes Neues Vaterland. 7/8]).

Zeichen der ›Neuromantik‹ und entwickelten bald einen vom Expressionismus geprägten, aber dennoch eigenen Ton.

Aus dem Spektrum ihrer verschiedenen Bücher<sup>16</sup> sei eine knappe Auswahl genannt: »Ein Spiel vom Tod – Neun Bilder für Marionetten« (1915), an dem ihr Verleger Kurt Wolff die polyphone Komposition rühmte, und ihr 1917 erschienener Roman »Der Stimmer«, der zentrale Themen der Moderne – die Frage nach den Grenzen der Sprache, des Verhältnisses von Wirklichkeit und Sprache, die Frage nach dem Ich und nach der Rolle des Künstlers – formuliert. Deutlich autobiographische Züge tragen die in den dreißiger Jahren entstandenen Romane »An der Leine« (1930), »Kindheit« (1934), »Delaïde« (1935) und »Der Lauf der Asdur« (1936).<sup>17</sup> Auf zuweilen satirisch-polemische Weise setzte sie sich in dem 1924 erschienenen Essayband »Der Kampf mit dem Fachmann«<sup>18</sup> mit dem Machtgestus des »Fachmannes« auseinander, der »immer das Allgemeine über das Besondere« stellt (ebd. S. 24) und dadurch Herrschaft ausübt. Wie für Karl Kraus, mit dem sie seit 1916 befreundet war und dessen Andenken sie ihre Sammlung von sprachkritischen Miniaturen »Worte über Wörter« (Wien 1949) widmete, und wie auch für Hofmannsthal, ist der Gebrauch von Sprache für sie eine Handlung, der eine ethische Dimension zukommt. Sprachkritik schließt somit explizit den Bereich des Politischen mit ein. Sie befähigte Mechtilde Lichnowsky, eine entschiedene Gegnerin des Nationalsozialismus, im Sprachgebrauch des Faschismus den Machtmißbrauch zu erkennen.

#### Zur Textgestalt

Sämtliche Texte der Korrespondenz werden aus den Handschriften geboten; lediglich Hofmannsthals Briefe an seinen Vater und an seine Frau Gerty, die im Deutschen Literaturarchiv Marbach a.N. aufbewahrt werden, sowie die Auszüge aus seinen Tagebüchern, werden nach den Kopien im Freien Deutschen Hochstift, Frankfurt a.M., zi-

<sup>16</sup> Vgl. Ausst.kat Lichnowsky und Fließbach: Lichnowsky.

<sup>17</sup> In England entstanden u.a. die Bände »Zum Schauen bestellt« (1953) und in ihrem Todesjahr »Heute und Vorgestern«, Sammlungen von Aphorismen, Erinnerungen, Sprach- und Kulturreden, Szenen und Lyrik.

<sup>18</sup> Wien, Leipzig: Jahoda & Spiegel 1924; in Hofmannsthals Bibliothek, Freies Deutsches Hochstift, Frankfurt a.M., als einziges Buch von Mechtilde Lichnowsky erhalten.

tiert. Orthographie und Zeichensetzung sind beibehalten worden. Zusätze der Herausgeber sind durch eckige Klammern markiert. Soweit die Datierungen der Briefe nicht oder nicht vollständig vorliegen, wurden sie zu ermitteln oder einzugrenzen gesucht, in einzelnen wenigen Fällen sind sie spekulativ.

Wir danken Dr. Leonore Gräfin Lichnowsky, Rom, und Dr. Rudolf Hirsch (†), Frankfurt a.M., als Vertreter der Erben Hofmannsthals, dem Direktor des Landesarchivs Opava, Dr. Karel Müller, sowie dem Leiter des Freien Deutschen Hochstifts, Prof. Dr. Christoph Perels, für die freundliche Publikationserlaubnis. Besonderer Dank gilt Frau Dr. Jarmila Štěrbová, die uns bei unseren Recherchen im Landesarchiv Opava tatkräftig unterstützt hat. Hinweise zu Hofmannsthal haben Ellen Ritter und Konrad Heumann, Freies Deutsches Hochstift, Frankfurt a.M., beigesteuert. Auch ihnen sowie Dr. Eva Kolařová, Raduň, sei hiermit herzlich gedankt.

*Hofmannsthal in seinem Tagebuch 1909<sup>1</sup>*

[...] Die Fürstin Lichnowsky geborene Arco und ihr Mann. Ihre Erzählungen von ihrer Jugend. Leidenschaftliche, fast beunruhigende Offenheit. Natursinn. Thiersinn. Leidenschaftliche Bewunderung für ihre Schwester Harrach und Hass gegen die Familie Harrach. [...]<sup>2</sup>

*Hofmannsthal aus Berlin an seinen Vater, (8.2.1909)<sup>3</sup>*

[...] Gestern [...] war um 3 Uhr eine grässliche Stunde, ein Essen bei Fischer<sup>4</sup> [...]. Es war merkwürdig animiert und zog sich mit Schnaps bis gegen 7h hin, so dass wir gerade noch mit Fischers Auto nachhause rasen und uns umziehen konnten zu einem diner bei Frau Richter<sup>5</sup> mit vielen alten schiechen Fürstinnen, aber auch einzelnen

<sup>1</sup> Houghton Library, Harvard; zit. nach der Abschrift im Freien Deutschen Hochstift, Frankfurt a.M./Hofmannsthal-Nachlaß (zukünftig FDH/HvH-Nachlaß); H VII 10.

<sup>2</sup> Mechtilde Lichnowskys zwei Jahre ältere Schwester Helene war seit 1899 mit dem Bildhauer Hans Albrecht Graf Harrach (1873–1963), Sohn des Berliner Malers Ferdinand Graf Harrach (1832–1915) und der Helene Gräfin Harrach, geb. Pourtales (1849–1940), verheiratet. Das junge Ehepaar wohnte in der Villa Ridolfi bei Florenz; Mechtilde verbrachte hier bis zu ihrer Verheiratung jedes Jahr mehrere Monate. (Vgl. Fließbach: Lichnowsky, S. 36) Die Eltern von Hans Albrecht Harrach führten in ihren Räumen am Pariser Platz einen der bekanntesten Berliner Salons, in dem sich Adel, Großfinanz, Intellektuelle und Künstler begegneten. (Vgl. Oswalt von Nostitz: Muse und Weltkind. Das Leben meiner Mutter Helene von Nostitz. München 1991, S. 54) In einem Brief an Kippenberg vom Juli 1908 schreibt Hofmannsthal, daß er die junge Gräfin »gar nicht«, »ihren Mann und ihre Schwiegereltern recht gut« kenne (BW Insel 330). Die Harrachs pflegten enge Beziehungen zum Kaiserhaus.

<sup>3</sup> Hofmannsthal war mit seiner Frau nach der Dresdner Uraufführung der »Elektra« am 25. Januar weiter nach Berlin gereist, um die dortige Erstaufführung zu sehen.

<sup>4</sup> Hofmannsthal's Verleger Samuel Fischer.

<sup>5</sup> Wie die Gräfin Harrach unterhielt Cornelia Richter (1840–1922), Tochter von Giacomo Meyerbeer und Tante Leopold von Andrians, vor dem 1. Weltkrieg einen der führenden Salons in Berlin (vgl. die zahlreichen Erwähnungen in Kesslers Tagebüchern). Sie war mit dem Maler Gustav Richter verheiratet. Hofmannsthal war mit ihrem Sohn, dem Philosophen Raoul Richter (1871–1914), befreundet, den er über Leopold von Andrian kennengelernt hatte und dem er 1914 einen Aufsatz zum Gedächtnis widmete (GW RA I 458–465). Hofmannsthal's Sympathie für Cornelia Richter belegt ein Brief an Helene von Nostitz (s. die Einleitung zum vorliegenden Briefwechsel S. 148).

jüngeren darunter der sehr charmanten Fürstin Lichnowski, geborene Arco. Diese bildet eine angenehme neue Bekanntschaft [...]

*Hofmannsthal aus Berlin an seinen Vater, 18.2. (1909)*

[...] Heute trinken wir Thée in dem neuen ganz amerikanisch prunkvollen Espalanade-Hotel bei der Fürstin Lichnowsky, geb. Arco, die eine ganz charmante junge Frau ist.

*Hofmannsthal in seinem Tagebuch, 5. Oktober 1909<sup>6</sup>*

Dachte über das nach, was mir vorgestern abends Stauffenberg<sup>7</sup> über die Fürstin Lichnowsky gesagt hat: Daß Sprache überhaupt eine ihr nicht gemäße (wenngleich die einzige zur Verfügung stehende) Form, sich zu äußern. Kann ich verstehen. Es führt mich weiter: Sprechen ist ein ungeheurer Kompromiß, für jedermann – nur wird dies selten bewußt, weil es das *allgemeine* Verständigungsmittel darstellt.

<sup>6</sup> GW RA III 502

<sup>7</sup> Wilhelm Freiherr Schenk von Stauffenberg (1879–1918), seit Jugendjahren ein enger Freund Mechthilde Lichnowskys, studierte zunächst Rechtswissenschaft und anschließend Medizin in München. Später wandte er sich der Psychiatrie zu und wurde Privatdozent für Innere Medizin an der Universität München. Hofmannsthal war sichtlich beeindruckt von Stauffenberg, wie eine Notiz im Tagebuch bezeugt: »Baron Stauffenberg Arzt, Freund der Lichnowsky. <† 1918 im Frühjahr.> Ein unvergleichlich feines anziehendes Gesicht. Ein wenig verwachsen. Vorzügliche Hände. Einen Lungenflügel als Bub verloren durch die Gemeinheit eines Landarztes. Ist 28 Jahre alt. Sein Specialfach ist Psychopathologie.« (H VII 10.31; in Winkelklammern späterer Zusatz) Hofmannsthal greift die Figur auch in einer Notiz zu seinem Dramenfragment »Furcht« aus dem Jahre 1909 auf (vgl. SW XVIII 332 und 553). Am 5. Oktober desselben Jahres in München heißt es in dem Entwurf zu einem »Erfundenen Gespräch«: »Über Hypochondrie (desgleichen über Sentenzen, Schlagworte, Kunstworte, das Gefährliche daran) als Dialog zwischen neuro-pathisch Kranken und seinem Arzt (Stauffenberg).« (SW XXXI 184)

In dem autobiographisch getönten Roman »Der Lauf der Asdur« von Mechtilde Lichnowsky, erschienen 1936, verweist die Figur Gottfried Stanislas' unverkennbar auf Wilhelm von Stauffenberg (vgl. Ausst.kat. Lichnowsky, S. 25 und 55ff., Fließbach: Lichnowsky, S. 41f.).

[gedr. Briefkopf]

Hotel Adlon Berlin W.

Unter den Linden 1 am Pariser Platz.

Sonntag [Anfang 1910]

Gnädige Fürstin

ich bin etwas traurig über den mir nicht günstigen Zufall aber es ist doch nur selbstverständlich, daß die Hausmusik, zu der Sie zugesagt haben, das Vorrecht vor meinem Stück haben muß.<sup>8</sup> Ich hoffe, Sie sehen es an einem andern Abend, *sehen* es bevor Sie es lesen. Das möchte ich sehr gern.

Wenn es (mir fast lieber) bei der Premiere für den 11<sup>ten</sup> bleibt, dann bin ich am 12<sup>ten</sup> frei und wüßte nicht worauf ich mich mehr freuen würde als wenn Sie uns erlauben wollen, mit Ihnen und dem Fürsten in Ihrem Hotel zu essen. Ich sage *uns*, weil indessen meine Frau auch da ist, die sich sehr darauf freut, Sie wiederzusehen.

Vielelleicht ist der Zufall mir günstig, und Sie essen auch Mittwoch bei Harrach. Ich freue mich

Sie haben vielleicht die Gnade noch eine kleine Zeile zu schreiben, ob der 12<sup>te</sup> frei geblieben ist – ich verstand ihn, als wäre es nicht sicher.

Der Ihre

Hofmannsthal.

[gedr. Briefkopf]

Hotel Adlon Berlin W.

Unter den Linden 1 am Pariser Platz

Freitag [4.2.1910]

Liebe Fürstin

ich kam leider heute zu spät zu der Musik und fand Sie nicht mehr. Es war sehr mein Wunsch, Sie und den Fürsten in Berlin wiederzufinden, und ich freue mich, daß er in Erfüllung gegangen ist. Ich würde mich sehr freuen, Sie einmal zu besuchen, zur Theestunde bin ich frei, bis gegen 4 Uhr davor immer Proben.

<sup>8</sup> Am 11. Februar 1910 war die Premiere von »Cristinas Heimreise« im Deutschen Theater in Berlin.

Freitag, den 11<sup>ten</sup>, wird man meine Komödie spielen<sup>9</sup> und ich wünsche mir *sehr*, daß Sie im Hause wären. Das Stück will auf Menschen, nicht auf *Leute* wirken, und leider gibt es so viele *Leute*. Ich höre Sie sind in Trauer, aber die erste Aufführung des Stückes eines Bekannten ist ja kein *Theater*, also bitte vergessen Sie das dîner das Sie etwa am gleichen Abend haben und kommen zu mir. Das Stück ist gemacht, gesehen und nicht gelesen zu werden – Ich hoffe Sie erlauben mir (durch eine kleine Zeile) Sie noch vorher zu sehen, ich wünsche es mir sehr.

Ihr Hofmannsthal.

[gedr. Briefkopf]

Hotel Adlon Berlin W.

Unter den Linden 1 am Pariser Platz

[Mitte Februar 1910?]

Liebe Fürstin

Sie wollten sich bei der Frau Richter ansagen, haben es aber wie ich höre, nicht gethan – also werden Sie nicht kommen, das thut mir *sehr* leid.

So ist doch das Negative von Knesebeck stärker als meine Kraft!<sup>10</sup> (Einladen wird Frau Richter Sie *nicht*, das ist so vereinbart.)

Ich konnte Knesebeck nicht refusieren, weil ich Frau Richter schon die Gräfin Harrach refusiert *hatte*. (Hans Harrach kommt.)<sup>11</sup> Wie schade. Es hätte mir wirklich viel Freude gemacht, wenn Sie da gewesen wären.

Ihr Hofmannsthal

<sup>9</sup> »Cristinas Heimreise«; s.o. Fußnote 8.

<sup>10</sup> Bodo von dem Knesebeck (1851–1911) war Kammerherr und »Oberceremonienmeister« von Kaiser Wilhelm II. S. auch Helene von Nostitz: Aus dem alten Europa. Menschen und Städte. Wiesbaden 1950, S. 44–51.

<sup>11</sup> Der Bildhauer und Corpsbruder von Eberhard von Bodenhausen Hans Albrecht Graf Harrach, Sohn des Berliner Malers Ferdinand Graf Harrach und der Helene Gräfin Harrach, geb. Pourtales, war seit 1899 verheiratet mit der um zwei Jahre älteren Schwester von Mechtilde, Helene von Arco-Zinneberg. Vgl. auch oben, Fußnote 2.

[gedr. Briefkopf]  
Hotel Adlon Berlin W.  
Unter den Linden 1 am Pariser Platz

17 II. [1910?]

Liebe Fürstin

ich war ganz in Unruhe und bitte sehr um Verzeihung.

Ich war ungeduldig, weil es auch das letzte Mal ist, daß ich Sie sehen kann.

Übrigens war nun das Schicksal freundlich und hat Knesebeck absagen gemacht.

Ich freue mich, daß ich Sie also sehen werde.

Ihr Hofmannsthal

[gedr. Briefkopf]  
Kuchelna Oberschlesien

5. V 1910

Lieber Herr von Hofmannsthal!

Wo sind Sie und was machen Sie, sind Sie wohl –, geht die Arbeit? Und noch viele Fragen möchte ich stellen, wenn ich nicht von Natur aus sowohl als auch als etwas Erworbenes die Fragestellerei hasse. Namentlich, wenn ich befragt werde. Eigentlich bin ich traurig über den Titel »Der Rosenkavalier[«]. Hoffentlich ist der Termin für die Uraufführung für mich günstig, denn es wird für mich nicht immer leicht sein mich von zu Hause zu entfernen.

In der N. Freien Presse las ich vor einigen Wochen etwas von Ihnen, was sehr reizvoll werden könnte, was aber damals nur als Figurenskizze erschien.<sup>12</sup> Es würde mich freuen, wenn Sie mir schreiben. Ihrer Frau und Ihnen viel Schönes. Hoffentlich sind die Kinder wohl.

Mit herzl. Grüßen

Fürstin Lichnowsky

<sup>12</sup> Lucidor. Figuren zu einer ungeschriebenen Komödie (SW XXVIII 71–74); Erstdruck in der Oster-Beilage der »Neuen Freien Presse« Wien Nr. 16, Sonntag, 22.3.1910, S. 32–35.

[gedr. Briefkopf]

Südbahn-Hotel Semmering bei Wien

den 23<sup>ten</sup> Mai [1910]

Gnädigste Fürstin

was Sie mir und Reinhardt durch Ihre Gegenwart an dem Cristina-abend gethan haben, war etwas so Persönliches, so Freundliches, daß ich es sicher nie vergessen werde, und Reinhardt gewiß auch nicht.<sup>13</sup> Auch die Schauspieler hatten irgendwie gehört, daß Sie da waren und freuten sich darüber wie über ein gutes Omen.

Ich hatte einen Augenblick den Gedanken, Sie würden dann den nächsten oder übernächsten Tag für eine Stunde nach Rodaun kommen. Ich hätte mich so sehr gefreut, Ihnen die Kinder zu zeigen, das kleine alte Haus, und den Garten, der den Berg hinaufsteigt und jetzt noch voll blühender Apfelbäume steht, während der Flieder auch schon blüht, und im Dunkel auch noch hie und da ein Veilchen.

Wenn Menschen Freunde werden sollen, mit der Zeit, so ist es richtig daß jeder den anderen einmal *zuhause* sieht. Ich komme bestimmt nach Graetz, aber ich denke, erst im Spätherbst. Ich freue mich schon sehr darauf, ein neues Stück zu machen. Es soll in der »Gesellschaft« spielen und ziemlich nette Menschen darin vorkommen, wenn es mir gelingt.<sup>14</sup> Den 10<sup>ten</sup> Juni gehen wir an den Lido für 3 Wochen. Wie schön wäre es, wenn Sie zufällig zur selben Zeit dort wären, man würde nicht viel miteinander sprechen, aber doch hie und da und wäre zusammen irgendwo, wo man sehr frei und glücklich sein kann.

<sup>13</sup> Nach der Uraufführung von »Cristinas Heimreise« im Deutschen Theater in Berlin am 11. Februar 1910 wurde das umgearbeitete Stück in einer neuen, um den Capodiponte-Akt gekürzten Fassung am 9. Mai von Reinhardts Ensemble in Budapest uraufgeführt und ab dem 13. Mai mit großem Erfolg im Theater an der Wien gespielt. Hofmannsthal war sowohl bei der Budapester wie auch bei der Wiener Premiere, zu der auch Mechtilde Lichnowsky gekommen war. – Zu den Fassungen und zur Aufführungsgeschichte der »Cristina« vgl. SW XI.

<sup>14</sup> Hofmannsthal arbeitet von April bis Juni am 3. Akt des »Rosenkavalier«, beschäftigt sich aber auch weiter damit, »Lucidor« in eine Komödie zu verwandeln und hat bereits Ideen zum »Schwierigen«, den er insbesondere im Anfangsstadium ab Frühjahr 1910 als »Gesellschaftscomödie« bezeichnet (vgl. SW XXII 472ff.).

Wollen Sie mich dem Fürsten sehr freundlich empfehlen (– der mir den politischen Aufsatz leider nicht geschickt hat.)

Ihr Hofmannsthal.

23. V. 1910

Lieber Herr v. Hofmannsthal.

Ihr Brief hat mich sehr gefreut, dass ich es Ihnen gleich sagen will. Ich war glücklich der Cristina beigewohnt zu haben, dabei war es gar nicht leicht für mich gewesen es zu ermöglichen. Ich finde die jetzige Fassung sehr fein. Warum haben die Budapester keinen rechten Sinn dafür gehabt?

Im Spätherbst wollen Sie kommen? Das ist sehr schön und ich freue mich von Herzen dass Sie an meinem Leben teilnehmen werden. Aber dann nicht vor Oktober; wir sind in Grätz – bis Ende Oktober; ein sehr schöner Zeitpunkt wäre z. B. Mitte Okt.

Im Sept. sind wir voraussichtlich am Lido. Im Juni muß es auch fein dort sein – nicht zu warm. Für Rodaun hatte ich keine Zeit, ich war ja nur für die Cristina in Urlaub & musste am nächsten Tag wieder nach Hause fahren. Nun leben Sie wohl grüßen Sie bitte Ihre Frau.

Ihre

F<sup>st</sup>in Lichnowsky.

[gedr. Briefkopf]  
Excelsior Palace Hôtel  
Venise-Lido<sup>15</sup>

27.VI. [1910]

Gnädige Fürstin

es ist hier so schön und still um diese Zeit, nicht überfüllt, und ich denke oft wie hübsch es wäre, wenn Sie jetzt auch hier wären und

<sup>15</sup> Hofmannsthal war ab Mitte Juni in Venedig.

man zuweilen eine Stunde von etwas sprechen könnte. Wissen Sie denn wirklich gar keinen netten Namen für die *opera buffa*?<sup>16</sup> Wenn Sie kein besonderes attachement an das Hôtel des bains haben, müssen sie künftig in *dieses* Hôtel kommen, es hat so schöne große Räume zum Essen und zum Sitzen, so luftig wie auf einem Schiff, und auch das, was [man] zum Essen bekommt, ist in diesem Jahr sehr soigniert und sehr gut. Es ist wirklich ein schönes Hôtel. – Immer fort fällt mir etwas sehr trauriges ein, was ich kurz vor dem Fortgehen von Wien erfahren habe, und ich möchte so gerne helfen, aber auf die gewöhnliche Art, mit ein bissl Geld, wird es nicht gehen; doch können Sie mir vielleicht darin auf eine andere Art helfen. Denken Sie es lebt in Wien die 83 jährige Witwe von Lortzing im äußersten Elend.<sup>17</sup> Von Lortzing, der so viel aufgeführt wird! (Seine Opern fallen alle in die Zeit vor Einführung der Tantième) Bis vor 4 Jahren hat sie mit ihren gichtigen alten Fingern Clavierstunden gegeben. Jetzt lebt sie von dem was ihre Tochter, die 60 Jahr alt und verkrüppelt ist, mit Clavierstunden verdient.

Sie sind so arm, daß sie keine Bedienfrau halten können. Niemals geben sie Zucker in den Kaffee, die beiden armen alten Geschöpfe. Und dabei sind sie stolz und nehmen kein Almosen an. Gustav Mahler, wie er Operndirektor war hat davon gehört und durchgesetzt daß die alte Frau von jeder Wiener Lortzingaufführung eine kleine Tantieme bekommt. Aber unglücklicherweise war im letzten Winter in Wien gar keine solche Aufführung.

Aber in Berlin, in Wiesbaden, wo Lortzing so viel gespielt wird! Wo der Kaiser ihn so schätzt! Und die arme Frau wäre *selig* wenn sie tausend – fünfzehnhundert Mark im Jahr bekäme, die paar Jahre, die sie noch zu leben hat. Ich kenne Hülsen gar nicht, sonst würde ich an ihn schreiben.<sup>18</sup> Wenn es der Kaiser erfähre, wäre es gewiß sofort an-

<sup>16</sup> Zur Diskussion um den Titel des »Rosenkavalier« vgl. den Brief von Strauss an Hofmannsthal vom 2. Mai 1910: »Titel? Ich bin doch für den »Ochs« (BW Strauss [1970], S. 88), dann aber Strauss' Mitteilung an Fürstner vom 11.6.1910: »Bezügl. des Titels glaube ich bleiben wir beim Rosenkavalier. Sie können sich ja noch mit dem Dichter auseinandersetzen: seine Adresse Venedig Lido, Excelsior Palace.« (SW XXIII 639).

<sup>17</sup> Hofmannsthal verwechselt hier Lortzings Frau mit dessen Tochter; s.u. Fußnote 20.

<sup>18</sup> Georg Graf von Hülsen-Haeseler, Generalintendant der Berliner Hofoper; s. dazu die zahlreichen Erwähnungen im BW Strauss.

geordnet. Wenn man ihr eine *kleine* Summe von jeder Aufführung gäbe? Wollen Sie mir helfen?

Ihr

Hofmannsthal

Ich bin Anfang Juli wieder in Rodaun.

[Postkarte mit Ansicht von Schloß Grätz]<sup>19</sup>

[Poststempel]

Grätz, 5.7.1910

Ich habe noch keine Antwort bez. der Angelegenheit, von welcher Sie mir schrieben. Bitte aber mir die Adresse bald zu schicken, denn ich nehme an, dass man mich zunächst darum befragen wird.

[Bildseite:]

So wird es im Okt. wenn Sie kommen hier ausschauen.

Herzl. Grüsse

F<sup>stn</sup> Lichnowsky.

Rodaun 11. VII.[1910]

Gnädige Fürstin

endlich kann ich den Namen und die Adresse der armen alten Dame erfahren (ich selbst kenne sie nicht): Sie heißt Frau Karoline Kraft geborene Lortzing, wohnt in Wien, Währing, Schulgasse 14.<sup>20</sup> Ich wäre sehr glücklich wenn ihr geholfen würde, und mit Bescheidenem wäre ihr schon so schön geholfen. Als man es mir erzählt hatte, konnte ich es nicht vergessen. Es liegt ein solcher verstörender Widersinn darin, daß die Werke des Vaters fortleben und die arme alte Person hungert und friert. Ich denke mir, wenn er es *wissen* könnte, daß die Musikwerke die er gemacht hat, lebendig sind, in erleuchteten Sälen vor Tausenden von Menschen gespielt werden und daß sein Kind, sein dreiundachtzigjähriges gebrechliches Kind hungert und friert. Daß

<sup>19</sup> Bild von J. Feitzinger, Troppau.

<sup>20</sup> Caroline (Lina) Krafft (1828–1917), Tochter und viertes Kind des Komponisten Albert Lortzing (1801–1851). Sie war mit dem Kaufmann Carl Krafft (1819–1900) verheiratet und lebte zuletzt in Pasing bei München.

man ihr zur Feier der Enthüllung seines Denkmals die Fahrt nach Berlin bezahlt hat, aber sich nicht darum bekümmert hat, ob sie zu essen hat.<sup>21</sup>

Wie Sie über meine Komische Oper schrieben, und besonders über die Figur der Marschallin, hat mir größere Freude gemacht als ich sagen kann. Ich danke Ihnen sehr für den ganzen Brief.<sup>22</sup>

Ich möchte das sagen: es ist mein großer Wunsch nach Graetz in diesem October zu kommen und ich freue mich darauf – nichtwahr aber Sie verstehen, daß sich das eine ereignen kann, daß genau im October die Arbeit mich hält und mich zwingt darauf zu verzichten. Ich hoffe es wird *nicht* so kommen, aber es kann ja immer so sein, denn das eigentlich Productive ist eigensinnig, jetzt drängt sich bald der eine bald der andere von meinen Stoffen näher, aber dies ist noch weit von dem wirklichen Einsinken in *eine* bestimmte Welt.

Dies kommt auf einmal, oder kommt nicht, hält mich hin, quält, fliegt vor dem Nachlaufenden hin, wie eine fata morgana, sinkt endlich doch um ihn nieder – wann?

Sie verstehen es. –

Zuweilen ist eine Stunde, die wirklich begnadet ist für das Aufnehmen des Großen.

Einmal konnte ich die Sistina wirklich *sehen*. Einmal, für die Dauer einer Minute, die archaischen Statuen auf der Akropolis.<sup>23</sup> Hie und da einmal kann ich ein Shakespearesches Stück wirklich lesen.

Diese Woche, an einem halbtrüben Nachmittag im Wald, zufällig hatte ich ein Buch mit Gedichten mit, eine Anthologie, die man mir ins Haus geschickt hatte, schlage es im Gehen auf und lese einmal im Leben wirklich und ganz die Marienbader Elegie, dieses unsäglich große und in der ungeheuersten Weise rührende Gedicht.<sup>24</sup>

<sup>21</sup> Bereits als Lortzings Witwe 1854 starb, war – wie zeitgenössische Zeitungsberichte meldeten – die Familie beinahe mittellos.

<sup>22</sup> Vgl. Hofmannsthals Brief an Richard Strauss vom 12.7.1910: Gegenüber Sophie, heißt es da, bleibe »die Marschallin die dominierende weibliche Figur, zwischen Ochs und Quinquin – gegen diese Hauptfiguren tritt Sophie entschieden um eine Stufe zurück. Wie sehr Frauen, dieser wichtige Teil unseres Publikums, dies so empfinden und das ganze bunte Abenteuer aus dem Gesichtswinkel der Marschallin sehen, mögen Sie aus dem beigeklebten Brief der Fürstin Lichnowsky entnehmen, den ich gelegentlich zurückgeritte.« (12.7.1910, BW Strauss [1970] 95). Der Brief ist verschollen.

<sup>23</sup> Vgl. Hofmannsthals »Augenblicke in Griechenland« (GW E 603–628).

<sup>24</sup> 1823; Goethe: Werke. Hamburger Ausgabe Bd. 1, S. 381–385.

Ich wünsche Ihnen einige so schöne Stunden für diesen Sommer.

Ihr Hofmannsthal

[gedr. Briefkopf]

Schloss Grätz bei Troppau

Telegramme: Grätz – Schlesien

23. VII. 1910

Lieber Herr v. Hofmannsthal.

Inliegend die Antwort des Herrn von Chelius, der sich, so viel ich weiss, auf der Nordlandreise mit dem Kaiser befindet.<sup>25</sup> Ich hatte ihm den betreff. Passus aus Ihrem Brief geschickt, & dazu das Nötige geschrieben. Die Antwort ist nicht sehr befriedigend. Schreiben Sie uns aber bitte wenn Sie etwas in der Angelegenheit erfahren.

Ich kann leider augenblicklich nicht länger schreiben. Hoffe aber bald wieder etwas von Ihnen zu hören.

Mit herzlichen Grüßen Ihnen & Ihrer Frau

F<sup>stün</sup> Lichnowsky.

[gedr. Briefkopf]

Dolomitenhaus Canazei Fassatal, Südtirol

1465 Meter ü.d.M.

6 VIII. [1910]

Gnädigste Fürstin

ich bin ganz bestürzt über diese rätselhafte Geschichte. Man hat mich also falsch informiert, ich habe Sie falsch informiert, Sie Chelius und Chelius den Kaiser.

Man hat mir gesagt: die arme alte Frau bekommt von nirgend her

<sup>25</sup> Oskar von Chelius (1859–1923) kommandierte 1906–1911 die Leibhusaren in Potsdam; 1911 wurde er Generalmajor und Flügeladjutant von Kaiser Wilhelm II., 1914 Militärrattaché in St. Petersburg. Chelius hatte zunächst Musik studiert und stand als Komponist stark unter dem Einfluß von Wagners Musik, die er nachdrücklich förderte. Er begründete in der Vorkriegszeit den Richard Wagner-Verband Berlin-Potsdam und war dessen langjähriger Vorsitzender.

auch nur *einen Pfennig* von den Tantièmen. Und das Gegenteil scheint wahr zu sein, wenigstens soweit Berlin in Frage kommt. Dabei sind es die nettesten Menschen von der Welt, die mir das erzählt haben, ganz aufgeregzt und ratlos, und sie *kennen selbst die alte Dame*, besuchen sie, und haben diese (anscheinend unrichtigen) Tatsachen aus ihrem eigenen Mund. Das Ganze ist mir unerklärlich. Vielleicht ist die arme alte Frau nicht ganz richtig im Kopf und sagt uncontrollierbare Dinge.

Ihr gütiger und so sehr *nachsichtiger* (mir gegenüber nachsichtiger) Brief fuhr mir von Station zu Station nach und machte auf die Art eine schöne Reise, westwärts bis Konstanz dann südwärts übers Stilfserjoch bis Brescia. Wie reich und schön ist die Welt!

In ein paar Tagen sind wir wieder bei den Kindern in Obertressen bei Aussee.

Auch die liebliche hügelige Landschaft Ihrer Jugend haben wir wieder gestreift:<sup>26</sup> wir fuhren an einem strahlend heißen Erntetag von Salzburg über Burghausen nach München. In den alten Nußbäumen, hoch droben, hingen Ähren, von einem Telegraphendraht baumelte ein hängen gebliebener Rechen.<sup>27</sup>

Dies will kein Brief sein, ich wollte Sie nur gleich nach dem Empfang des Ihren um Vergebung bitten, Sie in diese Confusion hineingezogen zu haben. Es tut mir furchtbar leid.

Ihr ergebener

Hofmannsthal

<sup>26</sup> Die Entdeckung der ländlichen Lebenswelt von Schloß Schönberg im niederbayerischen Rottal, wo Mechtilde Lichnowsky aufwuchs, schilderte die Dichterin eindringlich aus der Sicht eines Kindes in dem erstmals 1934 erschienenen autobiographischen Roman »Kindheit« (zuletzt als Fischer-Taschenbuch, Frankfurt a.M. 1995).

<sup>27</sup> Vgl. dazu Hofmannsthals Brief an Ottone von Degenfeld vom Vortag, in dem das Bild vom Rechen im Zusammenhang eines komplexen Wahrnehmungs- und Imaginationsprozesses steht: »Wenn man so hinfährt, neben dem chauffeur sitzend, ganz still, da kann man die Menschen sich herbeidenken, die man will und kann sie eine Weile halten. Dann verliert man sie wieder und man sieht nur in die Luft hinein: lustig ist wie vieles da in der Luft hängt, außer den großen Wolken, die ziehen und glänzen und Schatten werfen. Einmal war an einem Telegraphendraht ein Rechen hängen geblieben von einem hohen Erntewagen. Und die vielen schönen alten Wahrzeichen an den Wirtshäusern, jedes hängt eine Secunde lang über einem: Künstliche vergoldete Adler, die eine blaue Traube im Schnabel halten, und weiße Lämmer, Kaiser kronen, goldene Kreuze mit Strahlen herum, schwarze Bären, wilde Männer. Gegen Italien hinunter sind es dann statt der alten Nußbäume die großen Wipfel der Edelkastanie mit tausenden spiegelnder Blätter [...].« BW Degenfeld (1986) 29f.

[gedr. Briefkopf]  
Excelsior Palace Hôtel  
Venise – Lido

10.IX.1910

Lieber Herr von Hofmannsthal!

Wann ist in Dresden Ihre Premiere?<sup>28</sup> Wenn es irgend wie mir möglich ist, würde ich gerne dazu kommen.

Wir sind sehr zufrieden mit diesem Hotel – und wirklich das Essen & die Bedienung sind gut.

Es ist nicht warm & gewöhnlich bin ich unter den Badenden die Einzige.

Werden wir Sie im Oktober bei uns einige Tage sehen? Vielleicht treffen Sie dann auch unseren Freund Stauffenberg, Keyserling, den Philosophen.<sup>29</sup> Wann würde es Ihnen am besten passen?

Die 3 Kinder sind mit hier<sup>30</sup> und geniessen die köstliche Sand & Wälzfreiheit.

Haben Sie noch etwas betreffs der Tochter Lortzings gehört?<sup>31</sup>

Wir lesen in Berliner Blättern von dem furchtbaren Schicksal von Josef Kainz.<sup>32</sup> Ich habe ihn nie gesehen u. nie gehört & doch wirkt es

<sup>28</sup> Gemeint ist der »Rosenkavalier«; die Uraufführung fand am 26.1.1911 an der Königlichen Hofoper in Dresden statt.

<sup>29</sup> Mit Hermann Graf Keyserling (1880–1946) war Mechtild Lichnowsky seit 1910 bis zu dessen Tod brieffreundschaftlich eng verbunden (vgl. Fließbach: Lichnowsky, S. 48f.). Briefe von Keyserling an die Gräfin befinden sich noch im Familienmuseum in Opava.

<sup>30</sup> Wilhelm (geb. 1905), Leonore (geb. 1906) und Michael (geb. 1907).

<sup>31</sup> Am 1.10.1910 hatte Rudolf Hans Bartsch an Hofmannsthal geschrieben: »Ihr Schreiben über Frau Lortzing hat uns auch recht bestürzt. Ich kann es mir nicht anders deuten als daß die alte Dame uns unrichtige Angaben über die ihr zuteil gewordenen Unterstützungen mache. Sie sagte so viel ich mich entsinne wörtlich: »Von dem großen Ertrag der Pern meines Vaters giebt mir der österreichische Bühnenverein *gar nichts*, der deutsche zahlte wöl ein Prozent, aber nun hat er auch das zurückgezogen, so daß mich die Bühnen ganz ohne Unterstützung lassen.« [...] So behielten wir es beide und so berichteten wir Ihnen. Es tätte mir schrecklich leid, wenn unsere Gutgläubigkeit Ihnen Verlegenheiten bereitet hätte.« (FDH/HvH-Nachlaß)

<sup>32</sup> Von der Erkrankung des berühmten Burgtheaterschauspielers Josef Kainz (2.1.1858–20.9.1910) schreibt Mechtild Lichnowsky am 20.9. noch nichts von seinem Tod wissend, an ihren Mann: »Der arme Kainz – er hat jetzt Schwächanfälle; bei denen er in krampfhaftes Schluchzen gerät.« Am 23.9. teilt sie ihrem Mann dann seinen Tod mit: »Gott sei Dank, der arme Kainz hats ausgelitten. Es ist ja schrecklich. Es hat mich so auf-

erschütternd auf mich. Vielleicht ist es nicht richtig – in der N.[euen] Fr.[eien] Presse wird nichts derartiges gesagt. Ich wüßte gerne ob Sie an dem Lustspiel, wenn man es so nennen darf, wovon in der Presse einmal eine Skizze erschien, arbeiten. Das könnte etwas ganz entzückendes & reiches werden, wenn Sie es gut »auskochen«. Den Namen weiß ich nimmer – ich glaube es ging mit L an, ja jetzt weiss ich's Lucidor.<sup>33</sup>

Leben Sie wohl [...] Wir bleiben hier bis Ende des Monats.

Falls Sie nach München fahren, & B<sup>n</sup> Stauffenbergs Adresse wissen wollen – Sie ist nicht mehr die alte:

Maximiliansplatz 11 oder Krankenhaus links der Isar, 1 Ziemssenstraße.

Mit den herzlichsten Grüßen Ihnen & Ihrer Frau

Fürstin Lichnowsky.

[gedr. Briefkopf]  
Schloss Neubeuern a/Inn  
Oberbayern

13 X. [1910]

Gnädigste Fürstin,

den 22<sup>ten</sup> oder 23<sup>ten</sup> September gegen 11 Uhr begann eine Probe zu Ödipus in einer riesig großen Halle, leer und eisig kalt.<sup>34</sup> Es dauerte bis 2 Uhr nachts und nach den ersten zehn Minuten fühlte ich, daß es einer der stärksten Eindrücke war, den ich je im Leben vom Theater

geregelt, es gestern in der Presse zu lesen. So jung noch, 52 Jahre alt.« Hofmannsthal schreibt am 2. Oktober die »Verse zum Gedächtnis des Schauspielers Josef Kainz« als Necrolog für die Trauerfeier am 22.10. (vgl. SW I 108 und 420f.).

<sup>33</sup> Vgl. oben Fußnote 12.

<sup>34</sup> Vgl. dazu SW VIII Dramen 6, S. 681ff. Reinhardt inszenierte den »Ödipus« in der Münchner Musikfesthalle (Dekorationen Franz Geiger, Kostüme Ernst Stern, musikalische Leitung Einar Nilson). Die für Ende August 1910 vorgesehene Premiere verschob sich auf den September. Am 25. September ging sie in glanzvoller Besetzung über die Bühne (ebd. 682). Nach dem großen Erfolg in München wurde das Stück für Berlin übernommen, wo es am 7. November im Zirkus Schumann mit den Dekorationen Alfred Rollers seinen Durchbruch erlebte.

empfangen hatte. Ich dachte gleich sehr lebhaft an Sie und wollte Ihnen am nächsten Morgen telegraphieren, ob sie nicht vom Lido über München zurückfahren könnten. Aber am nächsten Morgen sagte ich das zu Tschudi<sup>35</sup> und er sagte, er wüßte, daß Sie der Kinder wegen über Wien fahren müßten. In München war ich sehr occupiert, weil auch mein Vater da war der in diesem Sommer noch keine Sonne und nichts gehabt hatte und so machten wir so viel als möglich Autofahrten und ähnliches und so kam ich *leider* nicht dazu, Stauffenberg zu besuchen. Indessen depeschierte mir das Burgtheater daß es den *Tor und Tod* als eine Totenfeier für Kainz aufführen wolle, daß ich am 23<sup>ten</sup>, zu ein paar Proben muß ich doch hingehen, obwohl es mich fast gar nicht freut oder interessiert (meine Freude am Theater ist ganz auf Reinhardt concentrirt, das ist mein ganzer Zusammenhang mit dem Theater) und zum 23<sup>ten</sup> selbst muß ich auch anstandshalber da sein, also könnte ich den 25<sup>ten</sup> etwa nach Graetz kommen, paßt Ihnen das noch? ist es nicht zu spät? ich bitte um eine kurze Zeile darüber nach Rodaun. Und noch eines, ich sage es lieber [-] einer der ganz wenigen Menschen auf der Welt, mit dem ich sehr ungern unter einem Dach wäre, auch nur für Minuten, ist Hermann Keyserling, doch denke ich, er ist um diese Zeit vielleicht schon fort.

In aufrichtiger Verehrung

Ihr Hofmannsthal

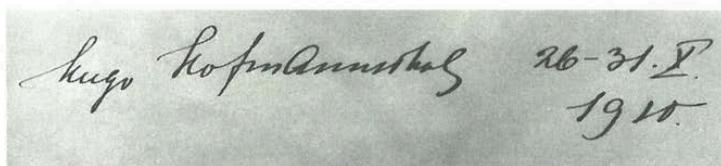
*Mechtilde Lichnowsky an ihren Mann am 28.9.1910 aus Venedig*

Du frägst, wen wir im Okt. sehen werden [...] Stauffi, vielleicht; von Hofmannsthal keine Zusicherung. Stauffenberg schrieb mir gestern,

<sup>35</sup> Hugo von Tschudi, von 1896 bis 1909 Direktor der Nationalgalerie in Berlin, befand sich mit seinem Engagement für die moderne französische Kunst in anhaltendem Konflikt mit der offiziellen Kunspolitik Kaiser Wilhelms II. Deshalb wechselte er nach München und übernahm die Direktion der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen starb aber bereits 1911. Die Lichnowskys waren mit Tschudi gut befreundet, was Briefe und Erwähnungen im Nachlaß bezeugen; nichtsdestoweniger beklagte sich der Fürst bei Kessler 1909 über Tschudis undiplomatisches Verhalten dem Kaiser gegenüber (Harry Graf Kessler, Tagebuch vom 7.2.1909, Deutsches Literaturarchiv Marbach; vgl. Peter-Klaus Schuster: Hugo von Tschudi und der Kampf um die Moderne. In: Manet bis van Gogh. Hugo von Tschudi und der Kampf um die Moderne. Hg. von Johann Georg Prinz von Hohenzollern und Peter-Klaus Schuster. München/New York 1996, S. 21–40, 34.)

Reinhardt hätte in München mit einer fabelhaften Aufführung des Sophokles – dem K. Oedipus [–] einen Erfolg gehabt. es war in der gr. Musikhalle. Es soll so erschütternd gewesen sein, die Spannung im Saal eine solche, dass der Applaus nachher wie eine Entlastung sich jedem aufzwang. Er [Reinhardt] ist jedenfalls ein ganz aussergewöhnlich begabter Mensch – denn Stauffenb. ist sehr kritisch, & war ganz begeistert; die wirklich *künstlerische* Auffassung eines grossen Dramas, und die *philosophische* Auffassung, & die Idee, die man hat dabei, durch Menschenmaterial verwirklichen zu lernen, das denke ich mir noch fesselnder wie Musikdirigent zu sein. Ich habe von jeher ein lebendiges Interesse für's Theater gehabt, u. noch nie jemanden gefunden, mit dem ich ordentlich meine eigenen Ideen entwickeln kann [...].

*Eintrag im Gästebuch der Familie Lichnowsky*



Hugo Hofmannsthal 26-31.X. 1910

Hugo Hofmannsthal  
26–31.X.1910.

*Hofmannsthal an seine Frau Gerty von Schloß Grätz, 27.10.1910 (erschlossen)*

[...] Heute vormittag sind wir mit dem Automobil über die preußische Grenze gefahren, drüben liegt der größere Teil der Lichnowskyschen Güter und das Schloss Kuchelna, wo sie sehr hübsche Bilder haben, die Dir sehr gefallen möchten, Daffingers<sup>36</sup> und viel andere Bilder von alten oesterreichischen Malern.

<sup>36</sup> Moritz Michael Daffinger (1790–1849), Maler des Wiener Biedermeier, Porträtiest Franz Grillparzers und Ehemann von dessen Geliebter Marie von Smolenitz; Hof-

Dann waren wir zuschaun wie sie mit großen Netzen aus abgelasenen Teichen, wo nur mehr am Rand ein bissel Wasser steht, die Karpfen herausfischen zum Verkauf. Vor unseren Augen haben sie 150 Centner Karpfen gefischt, die dann in große Bottiche geschüttet und in Fässern weggeführt werden. Wir waren von  $\frac{1}{2} 9$  bis  $\frac{1}{2} 2$  in der Luft, es war neblig aber mit Sonne.

*Hofmannsthal an Ottonie von Degenfeld von Schloß Grätz, 28.10.1910*<sup>37</sup>

In Rodaun und Wien war ich in einem rechten Trubel, Briefe, Geschäfte, Bücher, Menschen. Hier ist es still, ich bin der einzige Gast in diesem riesengroßen Schloß, habe zwei stille Zimmer, wenn es dämmt bringt ein stiller Diener zwei Öllampen, manchmal kommt der Hausherr herein für eine Viertelstunde, sehr hastig, sonderbar und sehr klug, ich goutiere ihn sehr und mag beide gern.

*Hofmannsthal an Julie von Wendelstadt von Schloß Grätz, 29.10.1910*<sup>38</sup>

[...] auch hier sind Hügel und Thäler und herbstliche Bäume, auch hier ist ein großes schönes Schloß, auch hier sind sympathische Menschen, deren Gesichter man von Mahlzeit zu Mahlzeit, von Spaziergang zu Spaziergang gern wiedersieht – aber es ist nicht Neubeuern, unten fließt kein Inn, die raschelnden Waldwege führen nicht nach Hinterhör und nicht auf den Heuberg – und ich habe oft große Sehnsucht nach dort, nach den schönen Tagen dieses October.

mannsthal erwähnt ihn im Zusammenhang seiner Notizen zu einem Grillparzer-Vortrag (GW RA I, S. 29).

<sup>37</sup> BW Degenfeld (1986) 37.

<sup>38</sup> Ebd. 535

[gedr. Briefkopf]

Schloss Grätz bei Troppau

Telegramme: Grätz – Schlesien

2. Okt. [recte Nov.]<sup>39</sup> 1910

Lieber Herr v. Hofmannsthal.

Diese nicht sehr gute Photographie der Büste<sup>40</sup> habe ich beim Räumen gefunden, & sende sie faute de mieux.

Hoffentlich sind Sie gut nach Hause gekommen und haben dort die Ihrigen wohl gefunden. Die Tage, die Sie bei uns verbracht haben, sind uns eine liebe Erinnerung, stille, ruhige Tage, voll kalter Luft, ohne Farbe und doch von ganz besonderer Buntheit. Wissen Sie noch den Fischfang! Und der Spaziergang auf dem geraden Weg, der plötzlich einen kleinen Puckel bekommen hatte? –

Auf eines freue ich mich, Ihnen einmal in Freiheit vorzusingen.<sup>41</sup> Vielleicht bei mir im Hotel, oder bei der Frau Richter.

Ab morgen sind wir in Kuchelna. Es grüßt Sie und Ihre Frau herzlichst

F<sup>st</sup>in Lichnowsky.

Rodaun 4 XI. [1910]

Liebe Fürstin

ich bin froh, daß ich nach Graetz gegangen bin. Zuerst war es mir unwahrscheinlich daß ich dort war, nachher war ich froh. Es ist alles unwahrscheinlich im Leben, ich meine in dem Teil des Lebens, der das wirkliche Leben ist. Daher darf man es den Menschen nicht anrechnen, wenn sie kommen, da sind, ein Neues anfangen, ein Wesen zur Ehe begehrn – unbekümmert um alles was früher da war. Das ist nur menschlich.

<sup>39</sup> Mechtild Lichnowsky hat sich hier offensichtlich verschrieben.

<sup>40</sup> Nicht ermittelt. Möglich wäre, daß es sich um eine Büste von Georg Kolbe handelt, der sich u.a. im Herbst 1909 und vom 10.7. bis 24.7.1910 auf Schloß Grätz aufhielt.

<sup>41</sup> Mechtild Lichnowsky sang nicht nur gut, sie komponierte auch und schrieb später Vertonungen zu Nestroy-Couplets für Leseabende von Karl Kraus. Ein Heft der Vertonungen und weitere Kompositionen finden sich im Nachlaß (vgl. Fließbach: Lichnowsky, Anhang S. X).

Ich habe besonders die beiden letzten Tage lieb. Auf einmal waren Schleier gefallen, ich konnte alles verstehen, einen Menschen der da war. Das Singen war wunderschön. Diese unaussprechlich schönen Lieder. Ich kann sie ja nicht hören, sie sind mir verloren, wenn nicht einmal ein Mensch sie mir so singt.

Am letzten Tag waren zwei Augenblicke, an die ich oft denken muß. Sie saßen im großen Salon, am Eckschreibtisch, schrieben ein Telegramm an die Gräfin Harrach, die douairière<sup>42</sup> war am Kamin eingeschlafen. Sie sagten mit den Augen, aber nur mit den Augen: »Ich möchte gern singen, aber geht es denn? oder soll ich Sie auffordern, mitzukommen?« Beiläufig das war es, aber unendlich viel mehr, unbeschreiblich komisch, lustig, kindlich, verlegen, hilflos, und doch überlegen. (Es ist immer alles doppelt: die Hilflose ist die Überlegene.) – Dann im Auto zwischen Graetz und Troppau. Ich sagte: »das ist ganz erziehend« – Sie sagten: »Man muß *nicht immer* erzogen werden.« Es war trocken gesagt, nicht wehleidig, aber eben darum ist es so rührend, wenn man daran denkt. – Dies waren 2 Momente, aber es waren auch 227 andere, eben so gute.

Ich denke Sie gerne in Kuchelna, das Haus hat mir so gut gefallen. Sie schreiben mir vielleicht ein bißchen was über die Ödipus-aufführung.

Ihr

Hofmannsthal.

[gedr. Briefkopf]  
Kuchelna Oberschlesien

10. Nov. 1910

Lieber Herr v. Hofmannsthal!

Schade dass Sie Kuchelna unbewohnt gesehen haben! Es ist dort jetzt so warm und bunt. In meinem Schreibzimmer brennen 3 Lampen und die 3 Kinder sitzen auf 3 holländischen Strohstühlen und spielen Domino. Danke für die Bücher und für den Brief; es freut mich dass

<sup>42</sup> Frz. eine Witwe von Stande; Schwiegermutter von Mechtilde Lichnowsky, Maria Lichnowsky, geb. Croy-Dülmen. Welche der Gräfinnen Harrach gemeint ist, bleibt unklar.

Sie sich wirklicher Dinge erinnern, nicht nur der »schönen Tage« en masse.

Der Ödipus war einzig schön. Ich habe schon lange nichts erlebt, was dieser Aufführung gleich käme. (Braut von Messina.)<sup>43</sup> Von störenden musikalischen Hülfern war übrigens nichts zu bemerken.<sup>44</sup>

Haben Sie den kurzen spritzigen Artikel in der N.[euen] Fr.[eien] Presse gelesen?<sup>45</sup> Solche Artikelschreiber sollte man mit einem grossen, schweren Brett auf den Kopf schlagen dass sie ganz flach und tot darunter liegen bleiben.

Ich war von Anfang bis Schluss im Bann des herrlichen Stückes und habe die Art der Aufführung als etwas ganz Selbstverständliches empfunden. Immer, nach jeder grossen Linie, die, in sich selbst versinkend, einer *neuen* Platz machend, sich in *mich* selbst verankert hatte, kam der grosse Frisson des Empfangens. Und das in Steigerungen bis zum Schluss. Es waren wenige, sicher gezeichnete, grosse Linien – und alle waren sie ohne Ende, ohne Anfang – Ewigkeit!

Ich hatte die Empfindung als stürzte das Volk aus uns selbst hervor, *ich* hatte die Verantwortung, & traute mich nicht zu atmen, um nicht dadurch diese wunderbar aufgebauten Massen in's Wanken zu

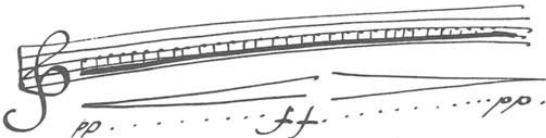
<sup>43</sup> Die Klammer wurde später eingefügt.

<sup>44</sup> Neben seiner effektvollen Lichtregie bei der Berliner Aufführung setzte Reinhardt beim Auftritt des Volkes zur Steigerung der Wirkung Posaunenfanfare ein.

<sup>45</sup> Der Artikel, auf den sich Mechthilde Lichnowsky bezieht, erschien in der Neuen Freien Presse am 8.11. in der Dienstagsausgabe (Nr. 16600). Neben der Besprechung (S. 8) findet sich noch eine kurze Notiz zur Berliner Aufführung (S. 12), in der vermerkt wird, daß »der allzu große Raum die Darsteller zu Übertreibungen drängte«. Der Tenor der etwa vierzig Zeilen umfassenden Rezension ist noch ablehnender. Zwar wird der überwältigende Erfolg, den die Aufführung beim Publikum errang, registriert, doch übt sie scharfe Kritik sowohl an der »Übersetzung« Hofmannsthals, die, als »moderne Aesthetensprache« apostrophiert, »an den Chören arge Verstümmelungen« vorgenommen habe, als auch an der Inszenierung und an den Schauspielern. Die eingestandene Wirkung der Massenszenen wird für den anonymen Rezessenten »durch rein äußerliche Mittel erzielt«. Sich generalisierend auf den Reinhardtschen Regiestil beziehend, lautet das Urteil: Diese »Wirkung [...] geht wie immer bei Reinhardtschen Inszenierungen nicht von der Dichtung aus, von deren tragischer Gewalt man wenig zu spüren bekam«. Die »Darsteller der Hauptrollen« werden als »unzureichend« angesehen. Tilla Durieux als Jocaste beispielsweise »überschrie sich, und ihre heftigen Armbewegungen waren nicht schön.« Schließlich mißfällt die Wahl des Spielortes, wie schon in der Notiz zur Aufführung in derselben Ausgabe: »Die Schuld lag auch zum Teil an dem ungeheuren Raum des Zirkus, der die Schauspieler zu Übertreibungen nötigte.«

bei der Poche blieben,  
dieses widerliche  
„Silberachen“ so eines  
Saloppen, „Brillanten“  
Schillernden Saloppen!

Es ist eine  
drille Aufführung an-  
gesagt, was mich  
für R. freut.  
Eben lähm ein Jäger  
der Gang



grüßen Sie Ihren Frau  
& schreiben Sie mir  
heute Sie mich wieder  
ein kleines Säid, ob auch  
Schon vorher. Herzlich  
25789 (2) *M. Lichnowsky*

Mechtilde Lichnowsky an Hugo von Hofmannsthal am 10. November 1910  
(Schlußseite)

bringen: wie zart muss da der unterste Stärkegrad gewesen sein, wenn mein Atmen ein Eingriff gewesen wäre – und wie gewaltig muss das höchste Forte gewesen sein, wenn ich Ihnen sagen kann dass, ich glaubte, in diesem Augenblick mit meinen Armen die ganze Welt umspannt zu haben. So etwas grosses hat – gewichtslos – auf mir gelastet. Im Traum erlebt man es zuweilen. Herrlich, wenn das Grosse nicht zerschmettert – sondern nur tönt!

Wir haben leider Reinhardt nicht gesehen. Ich hätte ihm gerne, noch warm, erzählt wie es mir ergangen war.

Ich begreife nicht, wie eine Zeitung den lächerlichen Blödsinn drucken kann, den einige »Korrespondenten« sich ausgedacht haben: Cirkus – Pferde – Reinhardt – Tiger – Gladiatoren – Arena – Perversität – wirklich als hätten Gouvernanten und orthodoxe Tanten die Artikel geschrieben!<sup>16</sup> Höher war das Niveau auf keinen Fall! Man könnte doch in den Kritiken bei der Sache bleiben; dieses widerliche »Stilmachen«[,] so einen saloppen, »brillanten« schillernden Salonstil!

Es ist eine dritte Aufführung angesagt, was mich für R.[einhardt] freut.

Eben tönt im Garten der Gong



Grüssen Sie Ihre Frau & schreiben Sie mir, wenn Sie mit Lucidor im reinen sind, od. auch schon vorher. Herzlich

F<sup>stün</sup> Lichnowsky.

Ecco quel fiero istante! Nice, mia Nice – addio!

<sup>16</sup> Die Presse reagierte allgemein kontrovers; vgl. dazu »Im Geschwätz der elenden Zeitungsschreiber«. Kritiken zu den Uraufführungen Hugo von Hofmannsthals in Berlin. Hg. und mit Erläuterungen versehen von Bernd Sösemann und Holger Kreitling. Berlin 1989, S. 70–73, 114f.

[gedr. Briefkopf]  
Schloss Neubeuern a/Inn  
Oberbayern

8 I [1911]

Gnädigste Fürstin

ich bitte Sie um Verzeihung für mein unglaubliches Schweigen. Ihre Karte kam vor dem Weihnachtsabend, dann, am 28<sup>ten</sup>, grad im Augenblick wo wir in den Wagen stiegen, um abzureisen, bringt der Briefträger ein Packet, da waren gewiß die Adlergeschichten drin<sup>47</sup> und ich danke Ihnen vielmals. Ich war indessen hier, bei Menschen, denen ich sehr attachiert bin, es waren schöne Tage, dann ist jemand krank geworden,<sup>48</sup> inzwischen mußte ich hier in aller Hetz an einer Sache für Reinhardt arbeiten,<sup>49</sup> er telegraфиerte mir, es habe Eile, nun muß ich auf Strauß Wunsch morgen nach München ein paar Proben der Spieloper ansehen<sup>50</sup> und mithelfen, dann wenn möglich für 24 oder 48 Stunden nach Berlin und Reinhardt diese Sache vorlesen. Dann nach Dresden. Vielleicht sehe ich Sie aber vor Dresden doch noch in Berlin vor Dresden.<sup>51</sup>

<sup>47</sup> Bilder vom Adlerfang des Großvaters Maximilian von Arco-Zinneberg; Mechtilde Lichnowskys Erzählungen darüber notierte sich Hofmannsthal in seinem Tagebuch: »[...] Die Fürstin Lichnowsky geborne Arco und ihr Mann. Ihre Erzählungen von ihrer Jugend. [...] Details über ihren Großvater Arco, Naturmenschen, Tyrannen über Frau und Kinder (12 oder 14); lebt meist in zerrissener Joppe auf der Jagdhütte, liebt leidenschaftlich Edelsteine und hält sich gezähmte Adler in Menge, denen er im Alter ähnlich sieht.« (HVII 10.30 und 10.31); s.o. S. 151. Vgl. auch die Abb. im Ausst.kat. Lichnowsky, S. 24.

<sup>48</sup> Vgl. BW Degenfeld (1986) 53ff.

<sup>49</sup> Das Manuskript des »Jedermann«; vgl. SW XII 253.

<sup>50</sup> In München wurde für die Premiere des »Rosenkavaliers« am 1. Februar geprobt; die Uraufführung fand am 26. Januar in Dresden statt. An Kessler schrieb Hofmannsthal am 6.12.1910: »Die Dresdner Premiere soll am 25<sup>ten</sup> [!] Jänner sein. Ich bin dort zu den Proben um die Mitte Januar gewünscht. Anfragen und Bestellungen von mir befreundeten Menschen (Taxis, Lichnowsky, Oppenheimer) läßt die Dresdner Intendantz ausnahmslos unbearwortet.« (BW Kessler 315)

<sup>51</sup> Zur Hektik vor der Dresdner »Rosenkavalier«-Premiere vgl. Hofmannsthals Brief an Kessler vom 11.1.1911: »ich fahre von hier [Berlin] für 24 Stunden zu den Nostitzens, Sonntag abends bin ich in Dresden mit Reinhardt und Strauss – dort wartet unser ein Ox der weder basso noch buffo [...] – auch Alfred Heymel, vor dem bewahre dich Gott als Nachbarn in Dresden, er bewahre dich auch vor Sami Fischer und Titi Taxis, vor Osborn, Eloesser und Mariechen Bunsen, er bewahre dich vor Rathenau, vor Frau Strauss, vor Lichnowskys und vor Fürstenbergs, vor Vitzthums und vor noch vielen andern – ich kann

Ich freue mich sehr darauf, Sie zu sehen.

Ihr Hofmannsthal.

[gedr. Briefkopf]  
Kuchelna Oberschlesien

10.I.1911

Lieber Herr von Hofmannsthal!

Wir sind am 15. abend in Berlin Hot. Esplanade. Sollten Sie schon für die 24 – 48 Stunden in Berlin sein, so wäre es mir eine Freude Sie zu sehen. Versuchen Sie mir einen Zettel zu schreiben, mit Angabe Ihrer Wohnung u. der Dauer Ihres Aufenthaltes. Vielleicht arrangiert Frau Richter eine kleine Thee oder sonstige Gelegenheit – oder ich bin »zu Hause« im Hotel, was natürlich auch geht.

Ich schickte Ihnen die Adlergeschichte im Rahmen, zerlegt & ohne Glas – weil doch alles gebrochen wäre auf der Zollrevision. Vielleicht haben Ihre Kinder Spass daran. Die Vorgänge auf den Bildern sind von meinem Grossvater sehr »spannend« erzählt. Unterdessen bis wir uns sehen – leben Sie wohl. Was ist das, was Sie Reinhardt vorlesen werden? Möchte es gerne mit hören, aber das werden Sie nicht wollen?

Herzlichst

Fürstin Lichnowsky.

*Hofmannsthal an Ottonie von Degenfeld aus Dresden am 27.1.1911<sup>52</sup>*

[...] kann nur ganz schnell schreiben, so viel Menschen überall, im Hôtel, auf den Treppen, immer an die Tür klopfend, fabelhaft abspannend und doch *sehr* nett. Es war ein wunderschöner Abend [...]

nichts tun als für dich beten, Deinen Platz habe ich natürlich gesichert [...]« (BW Kessler 319); vgl. auch das Telegramm an Helene von Nostitz: »Bitte dringend sagen Sie doch telefonisch Souper Klemperer ab und soupieren nach Premiere mit mir Kessler Richters Lichnowsky Giulietta [Mendelssohn] gehen eventuell nachher zu Klemperer habe Vitzthum Karten gelassen würde gern mit Ihnen hingehen.« (BW Nostitz 102)

<sup>52</sup> BW Degenfeld (1986) 83f.

Dann war ein Souper, ich glaube etwa bis vierhundert Menschen, ich sah alles ein bißchen wie durch einen Nebel, viele »Freundinnen« waren da, Helene Nostitz sah sehr hübsch aus, Mechtild L. die eine sehr sehr nette Frau ist [...]<sup>53</sup>

[gedr. Briefkopf]

Telegramm–Adresse: Sendig Dresden  
Telephon No. 1662  
Sendig Hotel: Europaeischer Hof  
Dresden–A., d.

[27.1.1911?]<sup>54</sup>

Auf Wiederschen! Das war ein Tag gestern, auf den ich noch zurückkommen werde. Vielleicht dauert das aber sehr lang – – ich durfte nicht in der wahren Weise eingestellt sein – (aber ich will's nicht sagen). Es war doch sehr sehr schön und ich freue mich Sie in Berlin wiederzusehen – Vielleicht geht's dann.<sup>55</sup>

<sup>53</sup> Wie sehr Hofmannsthal das gesellschaftliche Ereignis der Premierenfeier Ottonie gegenüber als Szenario entwirft, zeigt die Fortsetzung des Briefes: »[...] dann Schröders Schwestern, das blonde Clärchen und die dunkle Lina, alle Menschen waren *sehr* nett zu mir, Max Schillings hielt eine Rede auf mich, viele Fürschtinnen redeten mit vielen Kritikern, Sängerinnen und Intendanten umarmten sich, Kessler war nervös und sehr nett, Rudi Schroeder entzückt und totschläfrig, die Telegraphendrähte arbeiteten nach der ganzen Welt, der Zwerg aus Bremen trank immerfort auf mein Wohl, um 1/2 2 kam ich auf mein Zimmer und schlief wie ein Stein.« (Ebd.)

<sup>54</sup> Der Brief könnte nach der »Rosenkavalier«-Premiere, und bevor Hofmannsthal die Lichnowskys in Berlin wiedersah, geschrieben sein.

<sup>55</sup> Hofmannsthal pendelte im Januar zwischen Dresden (Uraufführung des »Rosenkavalier« am 26. Januar) und Berlin (»König Ödipus«) hin und her. Am 20.1. hatte er aus Berlin an Ottonie von Degenfeld geschrieben: »Ich hab [...] mit Mechtild Lichnowsky Tee getrunken, in einem hübschen, hübsch beleuchteten Salon im Esplanade. Sie hat hübsch ausgesehen und war sehr nett. Es gibt mir so ein nettes freies Gefühl zu Frauen, daß ich Sie habe – oder daß ich dies Sie-liebhaben habe. Alle diese Sachen haben einen Bezug auf Sie und sind dabei grenzenlos abseits von Ihnen. Ich könnte mich heut oder morgen ganz gut in den physischen Charme einer Frau verlieben (nicht in M.L.) aber es wäre ganz an die Gegenwart dieser Person gebunden. Warum ist es mir aber dabei so entsetzlich, Sie als die Frau oder Geliebte eines Mannes zu denken?« (BW Degenfeld [1986] 77) Über die gesellschaftlichen Aktivitäten in Berlin geben auch eine Reihe weiterer Briefe an Ottonie Aufschluß; am 2. Februar berichtet Hofmannsthal: »Vorgestern abend

Adieu lieber Herr von Hofmannsthal. Grüßen Sie Ihren Vater & Ihre Frau & danken Sie ihr für die Blumen. Die Nelken sind noch frisch u. reisen mit mir.

Mechtilde Lichnowsky

[gedr. Briefkopf]  
Hotel Esplanade Berlin–Hamburg  
Berlin W., Bellevuestrasse 18 [Ende Januar/Anfang Februar 1911]<sup>56</sup>

Lieber H. v. H.!

Um 3/4 8 stehe ich vor Ihrer Türe im Motorcar. Möchte Ihnen sagen, dass Sie Donnerstag *leicht* kommen können.

1. wäre ich schon vergeben gewesen mit Frau Richter die ich in ein Privatkonzert begleitet hätte & der ich eben auch absagte,

2. u. das ist der Grund – kommen die Kinder, & ist der Geburtstag meiner Schwiegermutter. Letzteres liesse sich machen, aber die Kinder, ich fürchte es könnte Sie stören, wenn es Ihnen aber *nichts* macht, zu Haus bin ich. und noch eine 3. Sache, es ist besser wir lassen es beim Theater – & gehen nicht zusammen nachher in's Cabaret. wenn Sie erfahren warum, werden Sie meiner Ansicht sein.

Bis um 3/4 8  
leben Sie wohl.

Fürstin Lichnowsky.

war ich mit Gerty und M.L. im Theater und sah die ›Ratten‹, das neue Stück von Hauptmann [...]. Und auf einmal so, in der dunklen Loge, kam mir der ganz häßliche, neidische, eifersüchtige, selbstsüchtige Gedanke daß [...] wenn Sie für 2 Tage und diese beiden Abende nach Berlin gekommen wären [...] mir dann alles nicht so anstrengend und leergehend wäre [...].« (Ebd. 89) Und am 7.2.: »Die böse Viertelstunde mit Kessler wuchs ganz unheimlich aus der harmlosten Situation hervor. Wie hatten ein Diner im Esplanade mit Lichnowskys, Harrachs, Montgelas, auch Rudi Schröder war da [...] ich sitze neben Kessler, er sagt, daß er morgen in den Ödipus geht, von dem er sich nur einen häßlichen Eindruck erwartet, das *Thema Craig ist da*, er spricht mit furchtbarer Heftigkeit von Reinhardt [...] M.L. sieht herüber mit ganz angstvollen Augen [...].« (Ebd. 92f.)

<sup>56</sup> Der Brief lässt sich in etwa datieren aufgrund des Geburtsdatums der Schwiegermutter Maria Lichnowsky am 2. Februar, der 1911 auf einen Donnerstag fiel.

*Hofmannsthal an seinen Vater am 5.2.1911 (erschlossen) aus dem Hotel Adlon, Berlin*

[...] Heute hatten wir ein recht nettes und lustiges Frühstück im Esplanade Hôtel (mit Leuten deren Namen Dir nichts sagen würden) dann haben wir einen Besuch bei [Felix] Deutsch gemacht, dem Director der AEG mit dem ich immer sehr gern spreche, abends haben wir ein Diner mit Lichnowskys wieder im Esplanade. Für eine kurze Zeit macht einem ein solches gesellschaftliches Leben ja großen Spass, wenn man es auch nicht für sehr lange haben möchte.

[gedr. Briefkopf]

Hotel Adlon Berlin W.

Unter den Linden 1 am Pariser Platz.

Mittwoch [Februar 1911?]<sup>57</sup>

Liebe Fürstin

das ist aber doch kein schönes Leben, daß man immerfort Leute Leute sieht und die paar Menschen gar nicht. Heute abends sehe ich Reinhardt unter 4 Augen, das freut mich sehr. Alle Menschen sagen, er hat zu lange Haare, warum tut er das, ist es seine Sonderbarkeit, oder Zerstreutheit? – Ich habe Marie Olfers gesagt,<sup>58</sup> ich

<sup>57</sup> Anhaltspunkt für die Datierung ist ein Tagebucheintrag Hofmannsthals, der einen Besuch bei Marie von Olfers, allerdings am Sonnabend, 11.2.1911 um 4 Uhr, verzeichnet (freundlicher Hinweis von Ellen Ritter, Frankfurt).

<sup>58</sup> Marie von Olfers (1826–1924) gehörte zum Kreis um Cornelia Richter. Hofmannsthal beschreibt sie als ein »unvergleichlich charmantes Wesen« und findet »ihre Bücher [...] reizend« (BW Insel 343); vgl. auch dies.: Briefe und Tagebücher. Hg. von Margarete von Olfers. 2 Bde. Berlin 1928/30. S. dazu auch Hofmannsthals Brief an Kippenberg vom 2.3.1909: »Fräulein von Olfers, Regentenstraße 4, versäumen Sie doch gewiß nicht. Es wäre vor allem verletzend gegen die 85jährige Dame, der ich Sie bestimmt annonciert habe. Und Sie werden den größten Gewinn haben, vor allem menschlich, durch den charmanten Anblick und die Conversation dieses wirklich unvergleichlichen Wesens. [...] Nun zu dem Buch der Gräfin Harrach-Arco. Bitte schicken Sie vor allem umgehend nach Empfang dieser meiner Zeilen das Originalexemplar [...] an Excellenz Graf Ferdinand Harrach Berlin Bismarckstraße 3 zurück. Kessler und ich haben uns dies Buch, das Privateigentum des alten Herren, voriges Jahr für 14 Tage ausgeborgt und es ihm nun seit einem Jahr entzogen. Er war ziemlich ungehalten (gegen mich, natürlich nicht gegen Sie.) Also bitte schicken Sie

komme Freitag 4<sup>h</sup> zu ihr, ich kann auch 3/4 4 zu ihr und kann um 5<sup>h</sup>  
*Sie* besuchen, ginge das? Ich meine allein.

Ihr Hofmannsthal

Oder Samstag 5<sup>h</sup>??

[gedr. Briefkopf]  
Schloss Neubeuern a/Inn  
Oberbayern

8.X.[1911]

Liebe Fürstin

der kleine Brief auf der Karte ist gekommen und ist durchaus nicht unerwartet gekommen. Ich verliere Menschen nicht, fast kommt mir vor, als ließe ich sie innerlich nicht aus dem Auge. Aber man kann manchmal Menschen mehr nützen auch helfen auch ihnen Freude machen – da bleibt man lieber bei Seite, wartend. So werde ich in diesem Jahr keineswegs nach Graetz kommen, ich könnte auch gar nicht, selbst wenn ich wollte, denn ich muß von hier nachhaus, mich ganz ruhig halten, alles tun was ich kann, um mich zu concentrieren, eine Comödie schreiben, wenigstens anfangen, im November muß ich vielleicht schon nach Berlin, wenn Reinhardt mich ruft, wir bringen dann das Spiel »Jedermann« auf die Bühne, das ich nun fertig gemacht habe – fast 8 Jahre lang hat es mich immer hin und wieder beschäftigt.<sup>59</sup>

es sogleich zurück, ich *verschaffe* es Ihnen dann schon wieder. [...] Inwischen habe ich die Fürstin Lichnowsky, Schwester dieser jungen Gräfin Harrach, die ja in Florenz lebt, öfter gesehen und sie gebeten, mir endlich einen directen Bescheid darüber zu verschaffen, ob die Gräfin bereit sei (sie kann es sehr wohl, denn sie hat reizendsten Humor) einen kleinen Text zu dem Buch zu schreiben. Davon sei der Erfolg des Buches abhängig. Sobald wir soweit sind, kann ja die Jugendabteilung losgehen, vielleicht eingeleitet durch M.v. Olfers. Das wäre mir eine große Freude.« (BW Insel 344f.) Bei dem Buch handelt es sich um ein Bändchen mit Zeichnungen, zu dem Hofmannsthal ursprünglich die Einleitung schreiben sollte und das schließlich unter dem Titel »Schokolade am Drei Königstag« mit Versen von Rudolf Alexander Schröder 1911 im Insel-Verlag erschien (ebd. 328ff.).

<sup>59</sup> Vgl. dazu SW IX, insbesondere die Zeugnisse, S. 262f., und die Entstehungs geschichte des »Jedermann«, S. 99–106.

Die Erinnerung an die Tage in Graetz ist ganz lebendig und farbig: in questa tomba oscura, die Lieder aus Egmont, der Abendspaziergang, der ummauerte Blumengarten, eine Bank im Dunklen dem Schloß gegenüber, mein Zimmer mit der stillen Öllampe, die Bibliothek, der musikmachende Schreibtisch, der Karpfenteich – die Erinnerung an Berlin ist ganz verwischt. Wir fuhren vor 2 Wochen durch Berlin, wollten gern die gute Frau Richter sehen, sie konnte uns nicht sehen, war krank.

Alles Gute.

Ihr Hofmannsthal

Rodaun, 14.XI.[1911]

Liebe Fürstin

die Bilder der Kinder haben mir sehr viel Freude gemacht. Sie sind dieselben und doch ist das Leben in ihnen stärker geworden, sie sind zugleich bestimmter und auch geheimnisvoller als ich sie im Gedächtnis hatte. Ganz gleich so geht es mit dem Bild der vergangenen Tage. Das Jahr dreht sich und führt einen nach dem andern herauf, ich war in Graetz und hörte Sie singen, saß auf Bänken im Wald, sah auf das Schloß hinüber, ging die Treppen hinab und hinauf; die Lampen brannten, Sie kamen herein, saßen mir gegenüber, sprachen und schwiegen. Daran war alles lebendig, alles bebte vor Wahrheit, und nichts ist geheimnisvoller als die Wahrheit.

Im Herbst fuhr ich durch Berlin nach Kopenhagen, dann nochmals durch Berlin.<sup>60</sup> Wollte niemanden sehen als Frau Richter, fragte in Wannsee an, zweimal, wurde nicht angenommen. Ich fürchte, ich weiß den Grund: wenn dem so ist, so ist dieser Frau ein schweres Unglück widerfahren oder schwelt über ihr, alles um sie ist finster – sie weiß es weiß es nicht, gesteht sich's nicht – martert sich ab –

<sup>60</sup> Hofmannsthal reiste mit seinem Vater zwischen Ende September und Anfang Oktober nach Hamburg und Kopenhagen, mit Stationen in Bremen und Berlin. (Vgl. BW Schnitzler [1983] 263)

die arme arme Frau. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht an sie dächte. Vielleicht steht dies in der Wirklichkeit nicht so finster als in meiner Phantasie. Ich werde vielleicht Ende November in Berlin sein,<sup>61</sup> werde versuchen sie zu sehen.

Auf Wiedersehen.

Ihr Hofmannsthal

[gedr. Briefkopf]

Kuchelna Oberschlesien

19. November [1911]

Lieber Herr von Hofmannsthal!

Ich bin froh, dass Sie mir ein zweites Mal geschrieben haben in letzter Zeit. Der vorletzte Brief hatte etwas – was Ihnen vielleicht nicht bewusst war, oder vielleicht doch –. Warum schreiben Sie mir »Es gibt Menschen, denen man nicht helfen kann, auch keine Freude machen kann...«? Ersteres ist gewiss wahr; aber warum schreiben Sie es? Es war bissl was böses drin ... Es wäre gut, wenn man sich wiedersehen könnte. Nach Berlin kommen wir wahrscheinlich nicht, heuer.

Auch ich weiss noch alles von Graetz – wie wir um meine Schwiegermutter sassen.<sup>62</sup> Und der Lucidor – und die Karpfen und die Spaziergänge & die Lieder aus Egmont.<sup>63</sup> Zwischen Berlin & Wien liegt Kuchelna – Winter u. Sommer; Die Eisenbahnen bleiben in der Nähe

<sup>61</sup> Zur Uraufführung des »Jedermann« im Zirkus Schumann am 1. Dezember 1911.

<sup>62</sup> Vgl. o. Brief vom 4.11.[1910]

<sup>63</sup> Beethovens »Klärtchen«-Lieder »Die Trommel geröhret!« und »Freudvoll und leidvoll« aus seiner Vertonung von Goethes »Egmont«, op. 84 (1810). – Die Musik spielt eine wichtige Rolle in Mechtilde Lichnowskys Leben. In ihren Schriften spricht sie immer wieder über Musik, insbesondere über Beethoven. In ihrem Buch »Der Lauf der Asdurf und in ihrem Aufsatz »Beethoven in Grätz« geht sie eindringlich auf Beethoven ein, mit dem Fürst Carl II Lichnowsky (1761–1814) in enger persönlicher Beziehung stand. Beethoven widmete Fürst Lichnowsky Werke und weilte zweimal auf Schloß Graetz (1806, 1811); in seinem Heiligenstätter Testament dankt er seinem Gönner ausdrücklich. Auch mit Goethe stand Lichnowsky in Verbindung (vgl. Ausst.kat. Lichnowsky, S. 60). – Hofmannsthal spielt launisch auf diesen musikhistorischen Hintergrund in einem Brief an Schnitzler aus Troppau an (vgl. BW Schnitzler [1983] 255).

stehen.<sup>64</sup> Zwischen 1. & 15. Januar wär's vielleicht schön? Vielleicht auf Wiedersehen!

Grüssen Sie Ihre Frau und sich selbst von F<sup>stün</sup> Lichnowsky.

*Hofmannsthal an seine Frau am 17.10.1912 (erschlossen) aus dem Hotel Marquard, Stuttgart*

[...] Was sagst Du – Lichnowsky nach London ernannt – in diesem furchtbaren ernsten historischen Moment! ein bissel ängstlich!

*Hofmannsthal an seinen Vater am 17.10.1912 (erschlossen) aus dem Hotel Marquard, Stuttgart*

Was sagst Du zu Lichnowsky's Ernennung für London? Alle meine Freunde bekommen auf einmal Anstellungen. Man gratuliert ihm mit gemischten Gefühlen: seine furchtbar verantwortungsvolle Stellung im gegenwärtigen Moment.

[gedr. Briefkopf]

Schloss Grätz bei Troppau

Telegramme: Grätz-Schlesien

18.Okt.1912.

Lieber Herr von Hofmannsthal

Ihr Telegramm kommt eben an, einige Minuten nach der Abreise meines Mannes. Ich habe es ihm nachgeschickt, er wird Ihnen wohl von Berlin aus sagen, wie sehr ihn Ihr Gedenken freut. Ich selbst be-

<sup>64</sup> Von Kuchelna (Chuchelná) hatte man Bahnanschluß über Troppau (Opava) nach Mährisch-Ostrau (Ostrava) und von dort aus nach Wien. Von Troppau nach Kuchelna wurde 1895 eine Bahnverbindung eingerichtet, an der sich die Lichnowskys mit 7000 Goldmark finanziell beteiligten. Nach Berlin kam man durch die ebenfalls 1895 fertiggestellte Linie nach Ratibor (Racibórz, Polen).

nütze diesen Anlass um Ihnen einen Gruss zu senden. Ist es schön in Stuttgart? Ich meine natürlich nicht Stuttgart.<sup>65</sup> Ich würde Sie gerne wiedersehen. Ich bin zwar ein Fakir im chronischen Stillschweigen – aber einmal ein kleines sich Mitteilen macht Freude. Ich bin hier allein mit den Kindern, fahre demnächst nach London um praktischen Fragen näher zu treten,<sup>66</sup> hoffe aber Weihnachten für die Kleinen in Kuchelna verbringen zu können. Wir hatten wenig Gäste heuer. Statt dessen – aber bitte lachen Sie nicht – habe ich mir eine ... Fledermaus gezähmt. Wenn ich sie rufe, kommt sie, frisst aus der Hand, trinkt, und macht mir Freude. Sie ist sehr vollkommen was der [!] Innenbau des Mundes betrifft – & kann so viel Gesichter machen & Affekte ausdrücken dass man sich nicht mit ihr langweilt. Posen hat sie gottlob keine sie lügt nicht, und hat eine rührende Anhänglichkeit. Ich habe sie Rosalbita genannt.

Sie werden mich auslachen! Und wenn auch. Man tut was man kann. – Ich habe das Talent immer das zu verlieren was meinem Herzen am nächsten liegt: Seit Wochen suche ich eine entzückende Erstausgabe von »Les liaisons dangereuses« in 4 Bänden.<sup>67</sup> Ich glaube, ich zeigte sie Ihnen damals. Verschwunden!

Warum nimmt man nicht irgend einen dummen Band, den ich nicht liebe, fort? Es ist immer alles sehr raffiniert.

Wie geht es Ihnen? Werden Sie mich einmal auf der Botschaft besuchen?

Auf die Theater dort freue ich mich wieder besonders. Aber auf die Clowns und Komiker. Ich weiss kaum etwas, dem ich mit grosserer [!]

<sup>65</sup> Am 25. Oktober 1912 fand in Stuttgart die Uraufführung der »Ariadne auf Naxos« statt.

<sup>66</sup> Lichnowsky wurde Anfang Oktober 1912 Botschafter in London bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Im Dezember 1912 übersiedelte die Familie nach London. Mechtilde Lichnowsky prägte entscheidend die Atmosphäre und den Umgang in der Botschaft. »Kunst und Literatur spielten eine hervorragende Rolle in 9 Carlton House Terrace: An den Wänden hingen Gemälde von Oskar Kokoschka [...], Franz Marc [...] und von Pablo Picasso [...], Schriftsteller wie George Bernhard Shaw und Rudyard Kipling gingen ein und aus.« (Ausst.kat. Lichnowsky, S. 65; vgl. auch Harry Graf Kessler: Tagebücher 1918–1937. Hg. von Wolfgang Pfeiffer-Belli. 4. Aufl. Frankfurt a.M. 1979, S. 617, und Klaus W. Jonas: Rilke und Lichnowsky. In: Modern Austrian Literature 5, 1972, S. 58–69, 59).

<sup>67</sup> Der Briefroman von Pierre Ambroise François Choderlos de Laclos (1741–1803) »Les liaisons dangereuses« erschien zuerst 1782 in vier Bänden.

Andacht folgte, als dem Gebahren von zwei wirklichen Komikern, für die der Körper ein zu allem fähiger, graziöser Sklave geworden ist.

Und auf die Museen freue ich mich, auf die Themse und auf die Kammermusik, die ich inszeniren will.

Leben Sie wohl. Schreiben Sie mir eine kleine Antwort, – ich wüsste gerne wie es wird in Stuttgart.

Herzlichste Grüsse

Fürstin Lichnowsky.

[gedr. Briefkopf]  
Schloss Neubeuern a/Inn  
Oberbayern

1. November [1912]

Liebe Fürstin

Ihr Brief war eine große Freude. Ich verliere niemals einen Menschen, lebe immer mit denen auch, die nicht da sind. Von Stuttgart aus konnte ich nicht schreiben, wir probierten von der früh bis nachts halbeins, dann die Première, ein unglaubliches Durcheinander von Menschen, ein kleiner Hof, Confusionen, Bosheiten, viele Menschen, die nicht so guten Herzens waren wie Ihre Fledermaus, aber das Schöne trotzdem schön, das Gedicht und die Musik ganz rein und stark wie ein Stern über der trüben irdischen Sphäre. Reinhhardt wie immer, also voll Kraft und charme – schließlich also alles ganz gut. In einer Soiree zwischen Hoheiten, Kammersängern und anderen Objecten plötzlich ein gutes blasses Gesicht, das ich sehr liebe: Wilhelm Stauffenberg<sup>68</sup> – man sprach von Ihnen, und war fast in Graetz.

Die Comödie von dem Mädchen Lucidor ist nicht reif geworden, anderes wird an den Tag kommen und den Weg nach London neh-

<sup>68</sup> An Julie von Wendelstadt schreibt Hofmannsthal: »Ich würde mir viel, oder ein bisschen was davon versprechen wenn der einzige Arzt, an den ich, so jung er ist, als Menschen und Arzt sehr stark glaube, an dessen Blick für das Leiden des Gemüts und des Körpers zugleich ich glaube, nämlich Wilhelm Stauffenberg, Ihre Schwägerin einmal sehen könnte [...].« 8. Mai [1911], BW Degenfeld (1986) 540.

men, ich selber vielleicht auch, dafür darf aber das aegyptische Buch nach Rodaun kommen, nicht?<sup>69</sup>

Der ich immer Ihr aufrichtiger Freund bin und Ihnen da und dort das Gute wünsche.

Hofmannsthal.

[gedr. Briefkopf:]

Telegramm-Adresse: Sendig Dresden

Telephon No. 1662

Sendig Hotel: Europaeischer Hof

Dresden-A., d.

[Dez. 1912?]

in Eile

Liebe Fürstin

die Schule Dalcroze ist etwas wunderschönes, etwas das da sein *muß*, Reinhardt und ich sind ganz erfüllt von der Schönheit und den Möglichkeiten die darin liegen,<sup>70</sup> machen Sie es doch möglich schon Mitt-

<sup>69</sup> Mechtild Lichnowsky: Götter, Könige und Tiere in Ägypten. Leipzig: Ernst Ro- wohl 1913 (mit fotografischen Abbildungen und Zeichnungen der Verfasserin). Das Reisebuch ist Lichnowskys literarisches Debut als Autorin, nachdem sie zuvor den Band »Nordische Zauberringe« (1901, illustriert von Helene Gräfin Harrach) unter den Initialen ihres Mädchennamens publiziert hatte. Carl Sternheim hatte sich dafür eingesetzt, daß »Götter, Könige und Tiere« publiziert wurde: »Der Verleger setzt allerdings als eine absolute Notwendigkeit voraus, daß das Buch unter Ihrem Namen erscheint«. Vgl. Ausst.kat. Lichnowsky, S. 7.

<sup>70</sup> Hofmannsthal engagierte sich in einem Aufruf für den Schweizer Musik- und Reformpädagogen Emile Jacques-Dalcroze (1865–1950), der 1910 in der Modellsiedlung der Gartenstadt Hellerau bei Dresden die ›Bildungsanstalt Jacques Dalcroze‹ gegründet hatte: »Die Bestrebungen der Schule Dalcroze scheinen mir auf Zusammenfassung der Seelenkräfte gerichtet, auf ein unbedingt Höheres hinleitend, dem mechanisierenden Geist der Zeit entgegengestellt und somit in jedem Sinn der Förderung wert.« In: Die Schulfeste der Bildungsanstalt Jaques[!] Dalcroze. Programmbook. Hg. von der Bildungsanstalt Jaques[!] Dalcroze (des Jahrbuchs Der Rhythmus II. Bd. 1. Hälfte). Jena: Diederichs 1912, S.92. – Zum Programm dieser Reformschule vgl. Emile Jaques[!] Dalcroze: Methode der Rhythmisichen Gymnastik. Paris/Neuchâtel/Leipzig o.J. In der Vorrede zu Bd. 1 heißt es:

»Indem ich mich auf den rein musikalischen Standpunkt stelle (dem Worte musicalisch ist der griechische Sinn beizulegen, welcher Wort und Bewegung verbindet), begründe ich nun meine rhythmische Gymnastik-Methode auf folgende Elementargrundsätze:

woch nachmittags da zu sein, Mittwoch um 5<sup>h</sup> macht er für mich eine Probe, ich wäre froh wenn Sie es sehen könnten. Bitte depeschieren Sie mir.

Ihr

Hofmannsthal

Rodaun 26.II.[recte XII] 1913<sup>71</sup>

Liebe Fürstin,

mir ist, ich war diese ganze Zeit hindurch gar nicht so fern von Ihnen, manchmal ganz nahe. Da war eine Nacht, ein Weg mit Stauffenberg, ich begleitete ihn nachhaus, ins Spital, er erzählte die Tage in Grätz. Das Kranksein des Kindes, der Anschein der ärgsten Gefahr, die Einzelheiten, das Hervortreten des Wesens des Kindes in der Krankheit, Sie waren gegenwärtig, ohne erwähnt zu werden – und alles Verschleiernde der Wirklichkeit fehlte. Ein anderes Gespräch war mit Annette<sup>72</sup> es war weit unter jenem, gab eine andere Spiegelung von Ihnen, mehr photographisch, immerhin nicht ohne Spiegelung. Dann

1. *Jeder Rhythmus ist Bewegung. [...] 2. Jede Bewegung ist materiell. [...] 3. Jede Bewegung braucht Raum und Zeit. [...] 4. Raum und Zeit sind durch Materie verbunden, welche sie in ewigem Rhythmus durchzieht. [...] 5. Die Bewegungen der ganz kleinen Kinder sind rein physisch und unbewusst. [...] 6. Es ist die körperliche Erfahrung, welche das Bewusstsein bildet. [...] 7. Die Vervollkommenung der physischen Mittel erzeugt die Klarheit der intellektuellen Wahrnehmung. [...] 8. Ordnung bringen in die Bewegungen heisst den Geist zum Rhythmus erziehen.*« (Ebd. S. VIIIIf.) Am 9.12.1912 meldete Gerty von Hofmannsthal ihre Tochter Christiane »bei dem Dalcroze-Professor« an (Brief Gertys an Hofmannsthal vom 10.12.1912).

<sup>71</sup> Die Korrektur auf Dezember ergibt sich aus dem Hinweis auf den »Jänner« und die erwähnten Reisevorhaben: Hofmannsthal fuhr Ende Dezember nach Bayern, Schloß Neu-beuern; im Januar war er in Berlin (vgl. BW Degenfeld [1986], S. 296–298).

<sup>72</sup> Die Schriftstellerin Annette Kolb war schon seit ihren Jugendjahren mit Mechtild Lichnowsky freundschaftlich, gleichwohl nicht konfliktfrei verbunden (vgl. etwa ihren Brief an Hofmannsthal vom 6.2.1913; in: SW XXIV 209 und oben S. 149). Hofmannsthal hatte Annette Kolb im Herbst 1909 durch Alfred Walter Heymel kennengelernt (s. BW Heymel II 16 und Rudolf Hirsch: Annette Kolb und Hugo von Hofmannsthal. Ein Briefwechsel. In: Ders.: Beiträge zum Verständnis Hugo von Hofmannsthal, Frankfurt a.M. 1995, S. 470–475, und BW Clemens Franckenstein, Fußnote 204, im vorliegenden Band des Hjb).

waren Sie einen Tag in Wien, fuhren nur durch, kamen in die Ausstellung von Faistauer,<sup>73</sup> sahen, nahmen ein Bild mit. Faistauer kam den Tag darauf zu mir, sehr beglückt durch das Rasche, das Fremde, das Atmende – durch die *Handlung* in Ihrer Handlung – er wollte es mir zuschreiben, ich hätte Sie gerufen, das mußte ich ganz abweisen, aber ich freute mich, sah Sie in diesem Augenblick, sah Ihre Augen viel stärker als wenn ich Ihnen gegenüber gestanden wäre – Ihre *sehenden* Augen.

Faistauer ist merkwürdig. Ein Bauernsohn aus dem Salzburger Pinzgau, dann Priesterzögling. Beides ist sehr in ihm, der Priesterzögling und der Bauernsohn, ein großer Maler will ich noch nicht sagen, denn das liegt im Geheimnis des Gemütes, nur – um sein Gemüt streiten sieben Engel mit sieben Teufeln.

— — —

Die Geberde die in dem Nicht-schicken des Buches lag,<sup>74</sup> glaubte ich als etwas ganz persönliches nehmen zu dürfen – als man mir von dem Buch erzählte, meinte ich zu erraten, *was* in dem Buch es gewesen war von dem Sie gefühlt hatten, ich würde es vielleicht nicht lieb haben – doch ist dies alles ganz vag, öfter hab ich es in den Zimmern verschiedner Leute liegen sehen, es auch in der Hand gehabt, aber natürlich um jener Geberde willen niemals aufgeschlagen – fast nehme ich wie von etwas Abschied, wenn ich es einfach aufschlagen und lesen werde. – Sie bitten mich, ich solle Ihnen »menschlich« schreiben – das Wort ist mir ängstlich – was an mir, an unseren Gesprächen, an meinem Still-sein allenfalls ist Ihnen zu *unmenschlich* erschienen?

In mir werden alle Dinge langsam, die Schönsten am langsamsten, ich wundere mich oft selbst, mit was für Zeiträumen ich rechne – so mit den Träumen als mit den Menschen. Ich könnte zu ihnen beiden sagen: Was wollt ihr denn, ich bin ja immer bei euch.

<sup>73</sup> Diese erste, sehr erfolgreiche Kollektivausstellung Faistauers wurde im Oktober 1913 in der Wiener Galerie Miethke eröffnet. Gezeigt wurden 33 Ölgemälde (davon drei aus dem Besitz Hofmannsthals; vgl. Franz Fuhrmann: Anton Faistauer 1887–1930. Salzburg 1972, S. 11). Hofmannsthal lernte Faistauer 1913 durch Erwin Lang kennen; er malte Ende November 1913 Gerty und Raimund von Hofmannsthal (BW Degenfeld [1986] 289) und porträtierte später auch Hofmannsthal selbst (Abb. bei Fuhrmann: Faistauer, S. 164). Vgl. auch Hofmannsthals Briefe an Faistauer; zit. ebd., S. 11.

<sup>74</sup> Mechtilde Lichnowskys »Ägypten«-Buch; vgl. oben Fußnote 69.

Es gibt immer Märchen, die ich acht, neun oder zwölf Jahre in mir herumtrage. Ein solches will jetzt an den Tag, ja eigentlich ihrer zwei: Doch geht auch über dem Hinschreiben die Zeit so hin, ungemesen.<sup>75</sup>

Ich fahre morgen nach Baiern, um die Mitte Jänner bin ich vielleicht in Berlin.

Hofmannsthal

[gedr. Briefkopf]  
Hotel Adlon Berlin W.  
Unter den Linden 1  
am Pariser Platz.

[zwischen Dezember 1915 und Februar 1916]

Liebe Fürstin,

nicht wahr, Sie mißverstehen nicht? Sie sind so eine Frau, die versteht. Ich habe lieb, daß Sie auf der Welt sind, ich lese gerne in einem Buch, das Ihr Wesen ausspricht, ich hatte den Brief lieb, den Sie mir nach dem Tod meines guten Vaters schrieben,<sup>76</sup> ich denke gern zuweilen an Sie, aber kleine triviale vom Zufall dictierte Begegnungen mag ich nicht, ich segne meine kurzsichtigen Augen, die aus einer Distanz von 5 Metern eine große Entfernung für mich machen –

Sie müssen, wenn Sie schreiben, Stauffenberg immer sehr von mir grüßen. Wie traurig war ich im vergangenen Jahr, als plötzlich seine Karte in meinem Hotel lag, ohne Adresse, so daß ich ihn nicht suchen, ihm nicht schreiben konnte.

Viele Grüße ihm und Ihnen. Und Sie mißverstehen nicht, nicht-wahr?

Der Ihre

Hofmannsthal.

<sup>75</sup> Vermutlich Libretto und Prosafassung der »Frau ohne Schatten«.

<sup>76</sup> Hugo Edler von Hofmannsthal war am 10. Dezember 1915 gestorben.

[gedr. Briefkopf]

Fritz Toepfers Hotel Prinz Friedrich Carl  
Berlin N.W., Dorotheen-Strasse 66/67

den 10.I.[1916]

Liebe Fürstin,

Ihr Brief vom 26. Dezember kam über Rodaun hierher, und wurde von der Censur freundlicherweise nicht verschluckt. Ich bin hier in Berlin, dienstlich, für eine gewisse Zeit, dann vielleicht in Warschau, auch Lublin, es ist noch nicht verfügt. – Aber Sie sind mir ja gar kein fremder und ferner Mensch. Ist einem überhaupt jemand fremd und fern? ich frage mich manchmal. Draußen die Leute, die Mannschaft, die Unteroffiziere, jemand mit dem man nur stundenweise in einem Militärzug zusammen war – oder selbst ein Minister oder solch ein Mann, er begleitet einen bis ins vordere Empfangszimmer, auf einmal ist es ein alter Mann der dasteht, der einem leid tut, den man bei der Hand nehmen möchte – natürlich es gibt Unterschiede. Aber wir sind doch keine Fremden, können es nie werden, auch wenn wir wollten. Ich muß manchmal mit Gewalt meinen Anteil an andern Menschen eindämmen – er quält u. belastet mich, verwirrt mich. (Aber es ist ganz und gar kein sentimental Anteil, ganz etwas anderes.) Da ist doch der Abend, wo wir in Ihrem Garten mit der Mauer herum gesessen sind u. gesprochen haben, und einmal im Stall, und dann in Troppau in einer kleinen Gasse, als Sie mich zur Bahn begleiteten. Dies rückt doch nicht weg, wird doch nicht schwächer. So auch mit Stauffenberg. Ich vergesse kein Gespräch mit ihm, nicht die bestimmte Farbe des Gespräches, den Raum, die Situation. – Dies verbindet nun wieder uns, nicht? –

Ich habe so viel verloren, weil ich meinen Vater verloren habe. Ein solch harmonisches, nicht zu beschreibendes Wesen, als besten Freund, vierzig Jahre lang. Immer war er in einer gewissen Art fröhlich. Er hatte sehr schöne Hände u. den schönst geformten Kopf, den ich je an einem Mann gekannt habe. Und so war er. Wie schad daß Sie ihn damals in Dresden nicht aufmerksam angesehen haben. Durch einen aufmerksamen Blick, ein Gespräch von fünf Minuten hätten Sie ihn für immer gekannt. Noch wenn ich fühlte – es kam nie dazu daß er es aussprechen mußte – daß ihm etwas an mir mißfiel, so

war der Reflex dieses seines Mißfallens in mir etwas Liebes, Entzük-kendes. Über sehr viel Dinge hatte er ganz andere Auffassungen und Gedanken als ich – aber ich hatte diese seine Gedanken u. Begriffe so gern!

Liebe Fürstin, ich weiß nicht, ob wir uns bald sehen werden oder lange nicht, aber das ist ja fast gleichgültig. Erinnern Sie sich an die kleine Erzählung »Lucidor«, den Stoff zu einer ungeschriebenen Komödie? Diese werde ich sicher einmal schreiben und Sie werden Sie gern haben. Blicke, Hände, Geschriebenes, Handschrift, Gedichte – es ist ja alles ungefähr dasselbe.

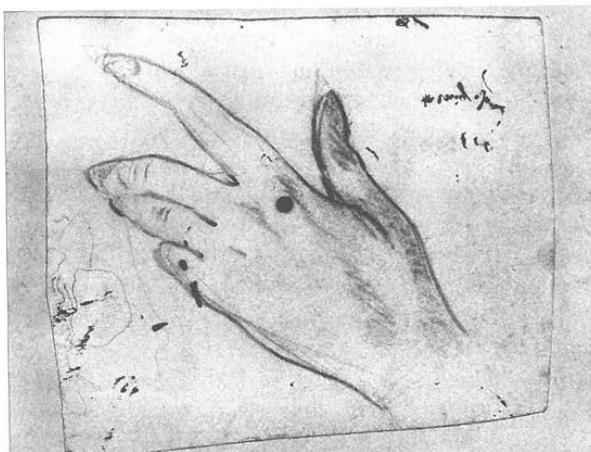
Sagen Sie Stauffenberg, wenn Sie an ihn schreiben, daß ich viel an ihm denke: beim Lesen, beim Nachdenken ist er auf einmal da. –

Die Adlerjagdbilder des Großvaters Arco gehören zum Besitz der Kinder. Die Rahmenleisten liegen noch da und sind ein Teil zum Baumaterial eines künftigen Landhauses. Es war doch gar nicht töricht, sie mitzuschicken, auch einen Hammer und Nägel mitzuschicken, wäre nicht töricht sondern freundlich gewesen.

Adieu. Gedenken Sie freundlich manchmal

Ihr

Hofmannsthal.



Handzeichnung von Mechtilde Lichnowsky,  
Blei- mit Buntstift.

1917, *Liste mit Personen, denen Hofmannsthal den Band III seiner »Prosaischen Schriften« schicken wollte*<sup>77</sup>

Prosa Bd III

van de Velde Lisa Richter M[ileva] Roller A. Gide M. Lichnowsky  
Wiegand Groethuizen August Mayer

*Hofmannsthal an seine Frau Gerty am 14.3.1918, aus dem Hotel Adlon, Berlin*

[...] Gestern eine Stunde bei der Else H. Was für eine eigentümliche und complicierte, kaum glaubliche Hölle ist wieder diese Ehe! Nicht zu glauben! So alles ringsum. Heut mit der Lichnowsky am Telephon gesprochen. Auch furchtbar. Hab schon vor, werd Christianerl erklären, sie muss eine Vernunftsfehe machen, nur keine so absurde wilde Ehe.<sup>78</sup> Ich hab auch Vernunftsfehe gemacht. (Hast Du bemerkt?)

Heut bei Levin gegessen.<sup>79</sup> Die streiten auch ununterbrochen. Diese Spießbürger auch!

[gedr. Briefkopf]

Hotel Adlon Berlin W.

Unter den Linden 1 am Pariser Platz.

14. III 18.

Liebe Fürstin

ich bin so maßlos betrübt über den Tod von Stauffenberg. Ich hab es ja immer gewußt, daß er von einem Tag zum andern fort sein wird, aber nun, wo es wirklich geschehen ist, ist es so furchtbar rätselhaft und undurchdringlich. Daß seine Hände nirgends mehr da sind, seine schöne schwache Stimme – das alles nirgends, gar nirgends. Es ist

<sup>77</sup> Houghton-Library Harvard; zit. nach der Abschrift im FDH/HvH-Nachlaß

<sup>78</sup> Hofmannsthals Tochter Christiane war damals gerade sechzehn; sie heiratete erst 1928 den Indologen Heinrich Zimmer.

<sup>79</sup> Willy Levin (gest. 1926) war ein Berliner Freund von Richard Strauss (vgl. BW Strauss und BW Kessler, S. 319 und 346ff.).

schon so rätselhaft u. verstörend, wenn man ein Ding nicht mehr finden kann – aber solch ein Mensch, und fort, fort.

Alles ist so schwierig, so dunkel. Es ist eine ungeheure Prüfung, älter zu werden. Innerlich ist man derselbe wie mit fünf Jahren, aber außen ist so etwas Unheimliches dazugekommen, was denn? man kann es so schwer definieren. Und die Schicksale der Menschen, die Ehen, alles das sind manchmal so unglaubliche Zickzacklinien, wie Zeichnungen an den Wänden von Irrenhäusern.

Ich möchte einmal zu Ihnen kommen – wollen Sie? Ich erzähle Ihnen etwas Erfundenes, wenn sie wollen.

Ihr Hofmannsthal

Wo ist denn das »Buchenstraße?«<sup>80</sup> Das kann ich mir gar nicht denken?

<sup>80</sup> Zusammenhang nicht ermittelt.